Die

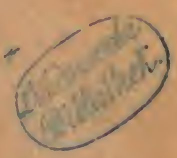
# Herzogin vom Thury.

Historischer Roman

von

Eduard Breier.

Dritter Band.



Wien 1856.

Druck und Verlag von J. B. Wallishausser's

k. k. Hoftheater-Druckerei.

# Die Herzogin vom Thury.

Dritter Theil.






## Erstes Kapitel.

### Demeter Rasin tritt wieder auf. Ein Besuch aus Paris.

Wir ersuchen jetzt den Leser, sich mit uns nach der Vorstadt Wieden und zwar in die neue Hauptstraße zu bemühen, wo wir im Hause zu den „sieben Sternen“ eintreten und in die zweite Etage hinauf steigen. Dort in der Wohnung, zu welcher die Thüre Nr. 15 führt, finden wir Herrn Demeter Rasin, den Pariser Vampyr.

Er hatte, wie wir wissen, Wien nicht verlassen, sondern aus leicht begreiflichen Gründen auf die Ehre, Herrn Taschers Zimmerherr ferner zu bleiben, verzichtet und die bezeichnete Wohnung auf der Wieden bezogen.

Seine Leidenschaft für die Herzogin vom Thurn behauptete noch ihre frühere Stärke, daher er Euphrosine fortwährend beobachten ließ, um von jeder in ihrer Lage vorfallenden Veränderung Kenntniß zu erhalten.

Ignaz's Prozeß war noch in der Schwebe, Boleslaw folgte der Fahne, Demeter hatte somit vor der Hand ein Oeffnen der Chatoulle nicht zu besorgen.

Was er beim Entwurf seines Racheplanes beabsichtigte, war ihm zum Theil gelungen; zum Theil jedoch harrte er noch immer des weiteren Verlaufes, denn der von ihm nach

Paris abgesendete Brief blieb unbeantwortet und hatte noch keinerlei merkbare Folge.

Doch sollte ihm auch in dieser Richtung bald Gewißheit werden.

Ein Paar Tage nach der feindlichen Besetzung Wiens erschien des Vormittags ein sehr elegant gekleideter Herr in Rasins Wohnung — dieser war seiner kaum ansichtig geworden, als er ihn auch schon erkannte — seine Lippen verzogen sich zu einem Lächeln, indem er in den bewillkommenden Ruf: „Ah, Herr Marquis de Sace!“ ausbrach.

Der Marquis, ein Fünfziger, Lebemann, ziemlich gut erhalten, von einem angenehmen Aeußern, mit Ausnahme seiner Haarfarbe, die dem Fuchse abgestohlen schien, und zum Theil zum Verräther seines Charakters wurde, der Marquis, sagen wir, war ein wenig erstaunt, sich gekannt zu sehen und zwar von einem Menschen, der ihm völlig fremd war, und der, nach der wohl anständigen, aber sehr einfachen Wohnung zu urtheilen, tief unter ihm stand.

Die Angelegenheit jedoch, die ihn hieher führte, bewog ihn indessen, alle Empfindlichkeit bei Seite zu setzen, vorläufig auf das Uebergewicht seines Standes und Reichthums zu verzichten, um den Unbekannten, der im Besitze eines für ihn so wichtigen und gefährlichen Geheimnisses war, nicht zu verletzen oder gar gegen sich herauszufordern.

Dem zu Folge nahm er die familiäre Bewillkommungsweise von Seite eines Fremden nicht unfreundlich auf, grüßte herablassend und sagte: Ich bin von Ihnen gekannt, mein Herr; wenn ich mit Herrn Demeter Rasin zu sprechen die Ehre habe, so sehen Sie mich darüber erfreut.

Ohne Umstände, Herr Marquis, entgegnete der Vam-

pyr leicht hingeworfen. Sie haben meine Zuschrift erhalten, das beweist mir Ihr Besuch, der freilich ein wenig lange auf sich warten ließ.

Ohne mein Verschulden, entgegnete Herr de Sace, man ertheilte in Paris keine Pässe nach Oesterreich, erst als ich von den glücklichen Erfolgen unserer Armee an der oberen Donau Kenntniß erhielt, und der baldige Einzug unserer Truppen in Wien außer Zweifel stand, gelang es mir, durch meine Verbindungen eine Legitimation zur Reise ins Hauptquartier zu erhalten, wohin mich wichtige Geschäfte riefen; solcher Weise wurde es mir auch möglich, Sie zu besuchen.

Nach dieser vorläufigen Erklärung ließ sich der Marquis auf dem ihm angebotenen Sitze nieder und Rasin nahm neben ihm Platz.

Letzterer befand sich, wie die Lage des Augenblicks zeigte, entschieden im Vortheile.

Er kannte seinen Mann und dessen Geheimniß, bewegte sich daher auf einem Terrain, das ihm nicht fremd war, und wußte das Ziel, dem er zustrebte; der Marquis im Gegentheile kannte weder die Personen, mit denen er zu thun bekam, noch deren Zwecke, und war nur von der ihn bedrohenden Gefahr unterrichtet.

Trotz dieser Mißlichkeit der Lage erkünstelte der Lebemann doch eine Unbefangenheit und Sorglosigkeit, die den Anderen glauben machen sollte, die Angelegenheit entbehre der ihr angemutheten Wichtigkeit, wodurch dem Uebergewicht des Fremden gesteuert werden sollte.

Herr de Sace gab sich daher den Anschein, als denke er die Sache im Vorübergehen zu erledigen und sagte:

Der Zweck meines Besuches ist, Ihnen für die freundliche Zuschrift zu danken. Sie haben mir in der That einen schätzenswerthen Dienst erwiesen, daß Sie mich auf die Abenteuerin aufmerksam machten, die sich den Anschein gibt, als wäre sie das bekanntlich verstorbene einzige Kind meiner seligen Schwester, dergleichen betrügerische Ansprüche bekämpfen sich am raschesten, wenn man sie ans Tageslicht zieht, und dazu bin ich entschlossen. Zum Glücke ist das hiesige Gouvernement jetzt französisch und wird es höchst wahrscheinlich noch einige Zeit bleiben, diese will ich nun benützen, die Abenteuerin zu entlarven. Ich ersuche Sie daher, mir die Adresse der bewußten Person mitzutheilen, und Sie sollen staunen, wie bald die Angelegenheit zu Ende geführt sein wird.

Demeter ließ den Marquis zu Ende sprechen; er durchblickte wohl die Taktik, welche dieser anwendete, doch vermied er es, dem Gegner dieselbe Blöße zu geben, beherrschte seine Züge und Mienen, gab sich vielmehr den Anschein eines Gläubigen, der geneigt ist, die ihm gestellte Zumuthung zu erfüllen.

Ich bin allerdings in der Lage, antwortete er, Ihnen die Adresse der bewußten Person mitzutheilen, allein bevor ich mich dazu entschließe, muß ich Sie, Herr Marquis, auf einen gefährlichen Irrthum aufmerksam machen, von dem Sie befangen sind. Ich glaube Ihnen geschrieben zu haben und bestätige es jetzt mündlich, daß das Mädchen, oder die Person, wenn Sie wollen, von ihrer wahren Abkunft noch heute keine Ahnung hat, daß daher von einer „Abenteuerin“ von „betrügerischen Ansprüchen,“ von „entlarven“ keine Rede sein kann . . .

Ich entsinne mich wohl, erwiederte Herr de Sace, daß Sie mir Aehnliches schrieben, allein die Angabe dünkt mir ein wenig unwahrscheinlich.

Halten Sie mich für einen Lügner? Dann, mein Herr . . .

Ich denke nicht daran, Ihnen etwas Unehrenhaftes zuzumuthen, obgleich ich nicht das Vergnügen genieße, Sie näher zu kennen.

Der Vampyr richtete sich empor und sagte barsch und ernst:

Genug der Tändelei, Herr Marquis, ich heiße Demeter Rasin, im Bureau des Herrn General-Gouverneurs, wo ich mich als Franzose bereits vorgestellt habe, wird man Ihnen über mich die nöthigen Auskünfte geben, vor Ihnen erniedrige ich mich zu keiner Legitimation. Was Ihnen bevorsteht, wissen Sie, thun Sie, was Ihnen beliebt, Adieu!

Der Marquis griff rasch nach dem Arme Rasins, als dieser Miene machte, ihm den Rücken zuzukehren und sagte:

Sie zürnen doch nicht, mein Herr?

Ich bin nicht gewohnt, Beleidigungen ruhig hinzunehmen.

Ich hatte nicht die Absicht, Ihnen nahe zu treten. Wünschen Sie, daß ich Ihre Angabe nicht auffallend finde, dann erklären Sie mir die Möglichkeit derselben.

Da Sie mich dazu auffordern, Herr Marquis, wohlan, so will ich sprechen, Sie werden nun vernehmen, wie einfach und natürlich das Ihnen Unglaubliche zusammenhängt. Sie hatten eine Schwester, die Marie hieß?

Wir waren die einzigen Kinder unserer Eltern . . .

Die Ihnen einen Namen und weiter nichts hinterließen.

Ihre Schwester jedoch war so glücklich, von dem reichen Herzoge von Tillemont zur Gattin gewählt zu werden —

Der sie auch nach seinem Tode zur Universalerbin ernannte.

Oder vielmehr das einzige Kind, welches er mit ihr zeugte.

Richtig! Da aber dieses Kind, ein Mädchen, Euphrosine genannt, frühzeitig starb und meine Schwester in der Revolution ermordet wurde, so kam ich in den Besitz des ganzen Vermögens . . .

Halt, Herr Marquis, Sie schreiten in der Geschichte zu rasch vor, Sie machen gefährliche Sprünge, darum mäßigen wir die Eile und gehen wir ein wenig in die Details ein.

Wie es Ihnen beliebt.

Als der Herzog von Tillemont starb, war Euphrosine zwei Jahre alt —

Man zählte 1787 —

Gut gerechnet; damals begann es bereits in Paris ein wenig lebhaft zu werden, die Notablen waren versammelt, Herr von Calonne, der Finanzminister, legte das anmuthige Geständniß ab, daß das jährliche Defizit die Summe von 140 Millionen Livres übersteige u. s. w. Die verwitwete Herzogin nahm zwar an der Politik keinen Theil, aber es gab andere Dinge, denen sie nicht traute, zum Exempel Ihrer Liebenswürdigkeit und Ihren sehr bekannten Passiven . . . .

Herr von Rasin . . .

Erhitzen Sie sich nicht, Herr Marquis, meine Mittheilungen entspringen aus unfehlbaren Quellen, darum lassen

Sie mich in den interessanten Details ungestört fortfahren. Im herzoglichen Palais ging damals die Sage von einem bestochenen Koch und einer versuchten Vergiftung, worüber jedoch die Frau Herzogin den Schleier der Schwesterliebe breitete; um aber ähnlichen Versuchen ein- für allemal zu begegnen, trennte sie sich freiwillig von ihrem Kinde! Eines schönen Morgens war die kleine Euphrosine aus Paris verschwunden und die vorsichtige Dame erklärte laut in den Salons, sie lasse ihr Kind weit von Frankreich unter fremdem Namen erziehen, damit habsüchtige Taugenichtse nicht in Versuchung gerathen, einen Mord zu begehen.

Meine Schwester war eine ängstliche Närrin . . . .

Ich hatte nicht die Ehre, sie persönlich zu kennen, entgegnete Herr Demeter, so viel ich jedoch aus den Dokumenten entnahm . . . .

Standen Ihnen Dokumente zu Gebot?

Zum Kuckuck, könnte ich sonst mit solcher Bestimmtheit in die Einzelnheiten eingehen?

Wo befinden sich diese Dokumente?

Sie befinden sich dort, wohin auch die Adresse der Ihnen gefährlichen Person lautet. Doch Sie unterbrechen mich, Herr Marquis.

Ich bitte, fahren Sie fort.

Wo bin ich geblieben?

Es war die Rede von meiner Schwester.

Die Frau Herzogin traf alle nur denkbaren Vorkehrungen, um die Itendität und die Ansprüche ihres in der Fremde lebenden Kindes für unvorhergesehene Fälle außer Zweifel zu setzen, und lebte dann einige Jahre ruhig und unangefochten in Paris —

Ein Beweis, daß ihre Furcht ein Phantom war, bemerkte Herr de Sace.

Ich, erwiederte Rasin, erblicke darin einen Beweis für das Gegentheil. Sobald Euphrosine fortlebte, hatte der Mord der Herzogin keinen Zweck, und Euphrosine aus der Welt zu schaffen, war nicht möglich, weil man ihren Aufenthalt nicht wußte.

Und wohin hatte Marie das Kind gebracht?

Nach Deutschland.

Deutschland ist groß.

Um so besser; denn desto weniger werden Sie den Ort errathen.

Er soll mir also ein Geheimniß bleiben?

Einstweilen.

Eben so die Adresse der bewußten Person und der Ort, wo die gewissen Dokumente aufbewahrt liegen?

Ihr Scharfblick macht Ihnen Ehre. Doch Sie haben mich schon wieder unterbrochen?

Es geschah unwillkürlich.

Hat der Gegenstand Interesse für Sie?

Unbedeutend.

Ich finde dies erklärlich, da Sie Ihnen ohnedem bekannte Dinge hören!

Der Marquis fuhr sich mit den ausgespreizten Fingern durch die fuchsigen Haar, die er à la Titus geschoren hatte und murmelte:

Herr Rasin, so wie Sie bin auch ich nicht gewohnt, Beleidigungen gelassen hinzunehmen, und Ihr Verdacht ist eine solche.

Keine Affektation, Herr Marquis, wenigstens mir gegen-

über nicht, Sie hören ja, wie wohl ich unterrichtet bin. Soll ich fortfahren?

Meinethalben!

Die Herzogin von Tillemont verließ Paris während der Revolution nicht, weil sie ihrem Kinde das Erbe erhalten wollte —

Die unglückliche Frau, klagte Herr de Sace, fand einen gewaltsamen Tod!

Sie starb, des Verrathes am Vaterlande beschuldiget, auf dem Schaffot, sprach Rasin, den Marquis starr ansehend, und da der Convent ihr Vermögen Ihnen zusprach, so läßt sich der Ankläger der armen Herzogin leicht errathen.

Herr de Sace mußte die letzte Aeußerung überhört haben, denn er beeilte sich zu sagen: Sie vergessen, Herr Rasin, daß mir das Erbe der herzoglichen Familie erst zugesprochen wurde, als ein Paar Landleute, bei denen nach ihrer Behauptung die kleine Herzogin untergebracht war, deren Ableben mit einem Eide bekräftigten.

Da die kleine Herzogin jetzt ein Mädchen von beiläufig zwanzig Jahren ist, so haben jene Landleute falsche Eide geschworen.

Die braven Leute?

Waren ohne Zweifel bestochene Spitzbuben. Wenn sie heute noch leben, wird sich ihr Verbrechen erweisen, sind sie mittlerweile gestorben, so wird die lebende Euphrosine ihr gutes Recht behaupten.

Sie belieben also keine Haarbreite von Ihrer anfängli- Behauptung zu weichen?

Ich bin so frei, bei der Wahrheit auszuharren.

Ich sehe noch nicht ganz klar in der Sache.

Dann bedauere ich.

Sind Sie geneigt mich aufzuklären?

Worüber?

Wie kommt es, oder wie ging es zu, daß das zwanzigjährige Mädchen bis zu diesem Momente noch immer keine Ahnung von ihrer Abstammung hat?

Euphrosine kam als zweijähriges Mädchen zu einer bürgerlichen Familie; diese erhielt den Befehl, das Mädchen für ihr eigen Kind auszugeben und für den Fall, daß Euphrosine nicht früher reklamirt werden sollte, ihr erst drei Tage vor ihrer Verlobung die bewußten Dokumente, die sich in einer gesiegelten Chatoulle befinden, einzuhändigen.

Ich begreife, meine Schwester wollte dadurch einer Mißheirat vorbeugen.

Ohne indessen ihrem Kinde Zwang anzuthun.

Brave Mutter! sprach Herr de Sace und that, als wische er sich eine Thräne aus dem Auge.

Euphrosine, fuhr Demeter, ohne auf die Heuchelei zu achten, fort, ist noch nicht verlobt, folglich ist ihr das Geheimniß ihres Standes auch nicht enthüllt.

Und Sie, wie gelangten Sie zu dessen Kenntniß? Vermuthlich durch den Verrath der Zieheltern?

Ich kannte diese Leute nicht, sie sind seit ein Paar Jahren todt.

Todt? Beide todt?

So ist es, verehrtester Herr Marquis! In diesem Momente bin ich auf der ganzen lieben Gotteserde die einzige Person, die das Geheimniß kennt!

Bei diesem Worte durchfuhr es Herrn de Sace wie ein Blitz.

Jetzt erst erleuchtete sich ihm wie mit einem Schlage die ganze Gefährlichkeit seiner Situation; seine frühere Zuversicht sank, die affektirte Sorglosigkeit schwand, nun erst begriff er vollkommen den Zweck und den geheimen Sinn des erhaltenen Schreibens und seine Abhängigkeit von diesem Menschen! Er fühlte die Dolchspitze an der Brust!

Ich muß bekennen, sagte er mit unsicherer Stimme, die feuchte Stirne mit der Hand trocknend, daß Alles, was ich von Ihnen erfahre, eben so seltsam wie interessant ist. Da die Zieheltern Euphrosinens todt sind, wo befindet sich derweilen die erwähnte, gesiegelte Chatoulle?

In Euphrosinens Besitz.

Und die junge Herzogin, das bewußte Mädchen wollt' ich sagen, hat sie noch nicht geöffnet?

Sie wird es erst drei Tage vor ihrer Verlobung thun.

Und Sie kennen trotzdem den Inhalt der in der Chatoulle befindlichen Dokumente? Wie ist das möglich?

Herr de Sace stellte diese Frage mit der geheimen Schadenfreude eines Inquirenten, der einen hartnäckigen Läugner endlich durch eine Querfrage zu verwirren und in Verlegenheit gebracht zu haben glaubt.

Herr Rasin lächelte und antwortete leichthin: Geschöpfen meiner Art ist nichts unmöglich, wir lesen ohne Anstand Dokumente in gesiegelten Behältnissen.

Geschöpfen Ihrer Art? Was soll das heißen, Herr Rasin?

Ich bin ein Vampyr!

Der Marquis blickte den Bleichen prüfend an, er glaubte einen Irrsinnigen zu hören.

Ich wiederhole Ihnen, ich bin ein Wesen, welches vor einem Jahre in Paris in der Rue St. Eloi, im Hotel Pepin von Herrn von Fouché zum Vampyr geweiht wurde.

Von Herrn von Fouché? stammelte der Marquis zu Tode erschreckt, und wurde wo möglich noch bleicher wie Rasin, Sie sind von Herrn von Fouché geweiht?

Fangen Sie an zu begreifen?

Ja, ich begreife, sprach der bebende Marquis kleinlaut, jetzt bleibt mir freilich nichts übrig, als mich mit Ihnen zu verständigen!

Endlich! rief Rasin unter einem stillen, aber schrecklichen Lächeln, es bedurfte lange, Sie zur Einsicht Ihrer Lage zu bringen. Jetzt halte ich eine Verständigung mit Ihnen für möglich!

---

## Zweites Kapitel.

### Der Marquis und der Vampyr. Schlau und klug.

Nachdem Rasin die Aeußerung that, daß er eine Verständigung für möglich halte, trat eine minutenlange Pause ein.

Der Vampyr sammelte sich, seinen Sieg zu verfolgen; der Marquis, so eben niedergedrückt, suchte sich aufzuraffen, um dem Kampfe eine für sich günstigere Wendung zu geben, und zu retten, was sich gerade noch retten ließ.

Herr Demeter bemächtigte sich zuerst des Wortes.

In meinem Briefe, sagte er, schrieb ich Ihnen unter Anderem, daß Gefahr im Verzuge sei, dem war auch wirklich so; Euphrosine stand auf dem Punkte, sich zu verloben, noch zwei Tage, die Chatoulle wäre geöffnet worden und die rechtmäßige Erbin der Herzogin von Tillemont hätte das Ihnen gefährliche Geheimniß erfahren, ich verhinderte dies, entfernte den Auserwählten und leistete Ihnen, Herr Marquis, damit einen unschätzbaren Dienst.

Mir und sich selbst, bemerkte Herr de Sace, der keine Silbe aus dem Munde seines Gegners verlor.

Ich stelle nicht in Abrede, daß dem so ist; unsere Interessen gehen Hand in Hand.

Ihre Offenheit, Herr Rasin, freut mich.

Es wäre thöricht von mir, verhehlen zu wollen, daß

Allem, was ich that, ein persönliches Motiv zu Grunde liege.

Darf man darüber etwas Näheres erfahren?

Warum nicht? Ich liebe Euphrosine.

Sie lieben die junge Herzogin? fragte der Marquis betroffen.

Ich liebe blos Euphrosine, das Bürgermädchen — ich liebte sie, bevor ich noch ahnen konnte, wer sie sei? Ihre Familie, ihre Reichthümer sind mir gleichgültig, mein einziger Wunsch ist, sie mein zu nennen. Ich erklärte mich ihr — sie wies mich zurück — ich kam in die Lage, die Dokumente zu lesen, und mein Verstand ließ mich darin einen natürlichen Verbündeten entdecken. Wenn Euphrosine Braut wird, erwog ich, geht nicht nur mein, sondern auch Ihr Glück zu Grunde; unsere beiderseitigen Interessen gehen daher Hand in Hand, kommen Sie mir zu Hülfe und ich werde Sie unterstützen.

Mit größtem Vergnügen, werther Herr Rasin, sagen Sie mir nur, in welcher Weise Sie wünschen, daß ich Ihnen beistehe?

Sie sollen mir zu Euphrosinens Besitz verhelfen.

Ich bin dazu bereit, wenn die Herzogin, das Mädchen wollte ich sagen, vernünftigen Vorstellungen zugänglich ist —

Vorstellungen werden nicht hinreichen.

Auch nicht, wenn sie von vortheilhaften Anträgen begleitet sind?

Ich zweifle.

Wünschen Sie, daß ich Gewaltschritte unternehme?

Wer wird jetzt schon zum letzten Mittel greifen?

Dann wenden wir irgend eine List an.

Das läßt sich hören.

Sie haben vermuthlich schon Etwas ersonnen?

Ich erwarte Ihre Vorschläge.

Pardieu, Herr Rasin, Sie verlangen Unbilliges. Ich kenne weder die Person, noch deren Umgebung, ich weiß nicht mit wem ich zu thun habe, ich bin mit Einem Worte noch ein Neuling in der Sache und soll schon Vorschläge in Bereitschaft haben.

Ich bewillige Ihnen einige Tage Zeit zum Nachdenken.

Die Frist wird wenig nützen, wenn Sie mir nicht die Möglichkeit bieten, während dem die Personen kennen zu lernen.

Ich bedaure, darauf nicht eingehen zu können.

Warum nicht?

Weil ich Ihnen nicht traue.

Herr Rasin, es ist nicht immer gut zu sagen, was man denkt.

Ich wage es. Sie vergessen, Herr Marquis, daß ich kein Wesen gewöhnlicher Art bin.

Solche Dinge vergißt man nicht so leicht. Das entschuldigt indessen Ihr Mißtrauen nicht.

Sie verlangen von mir, daß ich mich im Vorhinein aller Vortheile begebe, ohne daß Sie mir dafür eine Sicherstellung leisten. Sobald Sie Euphrosinens Aufenthalt erfahren haben, wissen Sie genug, um meiner Hülfe entbehren zu können; Sie würden dann auf eigene Faust operiren, in's Fäustchen lachen und den guten Rasin einen Einfaltspinsel nennen.

Herr de Sace wies die Zumuthung mit Emphase von sich.

Ich werde in keiner Lage meines Lebens vergessen, was ich Ihnen schulde, rief er pathetisch, man kann mir vielleicht Mancherlei zur Last legen, Undankbarkeit nie!

Besser bewahrt wie beklagt, erwiederte der Vampyr mit Entschiedenheit, ich nenne keinen Namen.

Dann sehe ich nicht ein, wie wir zum Ziele kommen sollen.

Doch, doch, es gibt der Wege mancherlei, nur müssen Sie sich von mir leiten lassen.

Ich bin mit Vergnügen dazu bereit.

Sie werden vor Allem mich an Sohnes Statt annehmen.

Der Marquis stutzte.

Sie werden diesen Akt sogleich legalisiren lassen, was unter den jetzigen Verhältnissen leicht geschehen kann.

Herr Rasin, ich muß bemerken, daß ich bereits einen Sohn besitze, er ist zwar ein Taugenichts, der mir vor Jahren davonlief, ohne daß ich bis jetzt weiß, wo er sich befindet, allein Monsieur Cäsar dürfte durch irgend einen Zufall zum Vorschein kommen. .

Ich bitte, mir keine Einwendungen entgegen-zu-setzen. Bin ich einmal Ihr Sohn und haben Sie mir einen Theil Ihres Vermögens zugesichert, dann werde ich meine Angelegenheit gegenüber Herrn Cäsar schon ausfechten.

Ich soll Ihnen einen Theil meines Vermögens zusichern? fragte der Marquis verblüfft.

Die Verschreibung muß mir als Bürgschaft dienen, daß Sie die Befriedigung meiner Wünsche mit allem möglichen Nachdrucke betreiben werden.

Und wenn Sie Ihre Wünsche erreichen?

Für diesen Fall verzichte ich im Voraus auf Ihre Vaterschaft und auf Ihr Geld.

Und Euphrosine? Wird sie als Ihre Verlobte, nachdem sie von dem Inhalt der Dokumente Kenntniß erlangt, den Ansprüchen, welche diese ihr sichern, zu entsagen geneigt sein!

Sie sollen in diesem Falle die bewußte Chatoulle uneröffnet erhalten, ich werde es zu veranstalten wissen, daß Euphrosine deren Inhalt nie erfährt.

Die Pantomime des Marquis schien über das, was er hörte, seine volle Zufriedenheit zu bezeugen.

Haben Sie mich einmal sichergestellt, fuhr Rasin fort, dann erscheine ich gegenüber dem Mädchen als der Sohn des Marquis de Sace, wir wollen Personen gewinnen, die ihren Einfluß bei Euphrosine zu unseren Gunsten anwenden werden, Sie müssen durch Ihre Verbindungen mit den gegenwärtigen Machthabern der Stadt die Freiheit eines Menschen bewirken, der in einem gefährlichen Prozesse verwickelt ist und der dem Mädchen sehr nahe verwandt ist. Ihr Rang, Ihr Reichthum, vielleicht auch eindrückliche Wünsche gewisser Machthaber, so wie manche andere Hebel werden ebenfalls das ihrige beitragen, eine Umstimmung herbeizuführen, und so glaube ich in wenigen Wochen an's Ziel zu gelangen und mit mir stehen auch Sie an dem Ihrigen. Das ist vorläufig mein Plan, dessen Modifikationen von Ergebnissen und Zwischenfällen abhängen. Sind Sie damit einverstanden?

Vollkommen! rief Herr de Sace mit dem Ausdrucke des Entzückens.

Dann thun Sie Schritte, mir die verlangten Bürgschaften zu verschaffen, worauf wir unverzüglich an's Werk schreiten können.

Der Marquis leistete die Zusage, sich beeilen zu wollen und bald wieder zu kommen. Er schied, in Herrn Demeter die feste Ueberzeugung zurücklassend, daß die Angelegenheit vortrefflich stehe.

Kaum aber befand er sich allein auf der Straße, als seine Züge den Ausdruck von Hohn annahmen und seine Gedanken sich in Bahnen ergingen, die der gerade entgegengesetzt war, auf welche Rasin ihn leiten wollte.

„Der Schurke, murmelte er, hat es klug angelegt, indessen hoffe ich doch noch schlauer zu sein. Es leidet keinen Zweifel, daß er von Allem genau unterrichtet ist, und muß dies aus Dokumenten geschöpft haben. Ich stehe in Gefahr, Alles, was ich besitze, zu verlieren, diese Gefahr, zu beseitigen ohne seine Hilfe, bevor er es ahnt, das ist meine Aufgabe! Die Dokumente zeugen gegen mich und drohen, mich zu berauben, sobald ich daher die Dokumente besitze, bin ich außer Gefahr und dieser Fouché'sche Vampyr ist mir unschädlich. Um aber zu den Dokumenten zu gelangen, muß ich vorerst den Aufenthalt des Mädchens kennen, ihn schnellstens zu erforschen, soll meine erste Sorge sein."

Herr de Sace fuhr sich mit der Hand über die Stirne und setzte sein Selbstgespräch fort:

„Ich will die Daten rasch sammeln, die er selbst mir im Laufe des Gesprächs anbot. Das Mädchen heißt Euphrosine, ihre Eltern, oder die Personen, die sie dafür hielt, waren bürgerlichen Standes und sind todt. Sie

besitzt einen nahen Verwandten, der in einen gefährlichen Prozeß verwickelt im Gefängniß ist. Es müßte mit der Hölle hergehen, wenn der hiesige Polizeidirecktor mir über das Mädchen oder über diesen Rasin nicht nähere Auskunft sollte ertheilen können, hab ich die einmal, so wird sich das Uebrige schon finden. Meine Verbindungen werden mir wohl zu statten kommen, und wo diese nicht ausreichen, wird die Macht des Goldes wirken. Also frisch an's Werk, die Schlauheit soll über die Klugheit den Sieg davon tragen!"

Der Marquis führte sein Vorhaben aus — mit welchem Erfolge, werden die nächsten Kapitel uns lehren.

---

## Drittes Kapitel.

### Enthüllungen in Wien über Vorfälle in Paris.

Im Hause zu den vierzehn Nothhelfern am Thury brachte die feindliche Besetzung der Stadt in den ersten Tagen keine Veränderung hervor.

Euphrosine arbeitete emsiger denn früher und die Flüglerin schaltete und waltete wie in der Kaserne, das heißt, wie in ihrem Elemente.

Die Jungfrau sandte ihre heißen Wünsche in's kaiserliche Lager nach Mähren und die Soldaten-Witwe gab ihr die ihrigen — wie sie sagte — als Escorte mit, denn sie gönnte den Franzosen und vor Allem dem Bonaparte alles mögliche Schlimme, wovon sie freilich in Gegenwart des Lorenz Tascher, der ohnedem mit ihr wenig feine Seide spann, nicht gerne sprach.

Euphrosine ängstigte sich vor einer feindlichen Einquartirung, die sicher nicht ausbleiben konnte.

Die Flüglerin verwies sie deshalb.

Wir wohnen jetzt allein in dem Häuschen, sagte sie, daran liegt aber nichts; diesem Urban und seinem Weibe hätt' ich ohnedem keinen Schuß Pulver anvertraut, es ist daher gut, daß sie sich vor ein paar Tagen aus dem Staube gemacht haben. Daß auch wir Gäste bekommen, ist gewiß, aber sich darob graue Haare wachsen lassen, wäre kindisch. So lange man unseren Dekretern ihre

Schießprügel läßt, wenn man ihnen auch ihre Patrontaschen ausgeleert hat, so lange müssen die Feinde gute Mannszucht halten, und ich sage Ihnen, Mamsell, über eine gute Mannszucht steht nichts auf. Wer nicht im Militär gedient hat, weiß gar nicht, wie man einen Mann behandeln muß! Dies oder jenes soll geschehen — geschieht es, gut — wenn nicht, in Arrest oder auf die Bank!

Als das Mädchen dagegen die Einwendung machte, daß Nachrichten vom flachen Lande so viel von Gewaltthätigkeiten melden, antwortete die Flüglerin:

Das sind Nachzügler und Marodeure, die gibt es bei jeder Armee, doch sind sie in großen Ortschaften nicht zu fürchten. Uebrigens bin ich auch noch auf'm Platz. Drei oder Vier nehm' ich über mich und sind Zwei mehr, so schreien Sie „Feuer und Mörder!" bis Succurs kommt, wehr ich mich auch gegen Sechs.

Die Jungfrau mußte über diese Zuversicht lächeln und sagte:

Ich fürchte, Sie würden in diesem Falle unterliegen.

Es wäre das erste Mal in meinem Leben! rief die Heroine zur Antwort, ich bin stark, flink und hab' fechten gelernt. Besonders geschickt bin ich — worin jedes Frauenzimmer fest sein sollte — im Auspariren; darin nehm' ich es sogar mit der Cavallerie auf und diese Hafersäcke verstehen es teuflisch zu attaquiren. In Pordenone hatten sich einmal die Dragoner verschworen, mir meine gefüllte Feldflasche wegzustipitzen...

Da, da, Frau Flüglerin, unterbrach Euphrosine die Erzählung, sehen Sie doch die schöne Equipage, die vor unserem Hause hält, zwei elegant gekleidete Damen ver-

lassen die Kalesche, sie treten in unser Haus, gilt der Besuch uns?

Frau Rosl, in ihrem Abenteuer mit den drei Dragonern inne=haltend, eilte an's Fenster und bewunderte nun ihrerseits ebenfalls die Noblesse der Damen.

Nur eine Minute stillen Horchens und ein sanftes Klopfen an der Thüre verkündete der Jungfrau den Besuch.

Die Damen traten ein und die Jüngere, die blaß und leidend aussah, fragte, ob sie sich in der Wohnung des Herrn Wildau befinde?

Euphrosine bejahte die Frage.

Sind Sie seine Schwester?

Ja!

Ich wünsche mit Ihnen zu sprechen.

Ich stehe zu Diensten.

Die Flüglerin verließ, ohne erst den lauten Wunsch abzuwarten, das Gemach, Euphrosine bot den Fremden Sitze an, was freundlich angenommen wurde.

Sie werden vermuthlich von den Besuchen, welche Ihr Herr Bruder im verflossenen Sommer in Weinhaus machte, Kenntniß besitzen? fragte die Jüngere der Damen.

Die Jungfrau seufzte und antwortete:

Ich weiß von jenen unseligen Besuchen, die meinen armen, arglosen Bruder in's Unglück stürzten.

Wissen Sie den Namen der Familie, der die Besuche galten? fragte die Dame weiter?

Es war angeblich eine Herzogin von Montgaillar!

Die Fremde erröthete und sagte:

Wie ich wahrnehme, sind Sie sehr wohl unterrichtet.

Ich bin die angebliche Herzogin, bei welcher Ihr Bruder jene unseligen Besuche abstattete.

Euphrosine wurde trotz der nachdrücklichen Betonung der beiden, die Damen verletzenden Worte nicht verlegen, ihr Blick nahm vielmehr den Ausdruck des Vorwurfs an, dabei sprach sie:

Sie, Madame — Sie sind wieder in Wien? Aber freilich, jetzt sind die Franzosen unsere Herren, jetzt haben Sie nichts zu besorgen!

Sie kränken meine arme, leidende Freundin, nahm die Aeltere, Madame Bondieu, das Wort, wir sind an dem Unglücke ihres Bruders unschuldig, der Schlag sollte ja auch uns treffen —

Ich weiß es, antwortete das Mädchen vom Thury bitter, Sie entzogen sich jedoch der Gefahr und ließen meinen unschuldigen Bruder in der Schlinge —

Sie grollen mir, sagte Antonie, und ich kann es Ihnen nicht verdenken, Ihr Bruder war Ihnen Alles, ich weiß es, Herr Wildau hat mir oft von Ihnen erzählt, allein wenn Sie erwägen, in welchem Zustande ich mich befand, und daß ich in ihm allein meinen Retter sah.

Ihren Retter? Ich weiß, daß mein Bruder in Weinhaus eine Kranke heilen sollte.

Die Kranke war ich.

Sie, Madame? Mein Bruder verschwieg mir . . .

Was er Ihnen verschwieg, war mein und nicht sein Geheimniß. So wie jetzt die Sachen stehen, gibt es keinen Grund mehr, Ihnen etwas zu verhehlen. Es lag nie in meiner Absicht, Ihren Bruder zu kompromittiren; ich litt an einer räthselhaften Krankheit, von welcher er mich mit-

telst Sympathie befreien sollte und zum Theil auch wirklich befreite. Er besuchte mich als Arzt und hatte keine Ahnung von meiner politischen Mission. Daß die Anzeige, die mich verderben sollte, auch gegen ihn und Ihren Verlobten gerichtet war, muß Ihnen beweisen, daß mein Feind auch der Ihrige ist. Ich kenne ihn, es ist jener Mann, der sich bei Ihnen Demeter nannte.

Der Erbärmliche! rief Euphrosine, auch ich hielt ihn vom ersten Momente an für den Urheber meines Unglücks!

Sie haben, fuhr Antonie fort, seine Liebesanträge zurückgewiesen, er verlangte meinen Einfluß bei Ihrem Bruder, um Sie seinen Wünschen geneigter zu machen; als dieser ihm versagt wurde, übte er Rache; sie dürfen demnach das Unglück Ihres Bruders nicht mir allein zur Last legen, denn Feinde wie dieser Demeter ruhen nicht; hätte sich ihm nicht diese Art, seine Rache zu kühlen, geboten, er würde eine andere, vielleicht noch schlimmere, gewählt haben.

Ihre Enthüllung, Madame, läßt mich die traurige Sache in einem anderen Lichte erblicken; ich habe Sie zu hart beurtheilt, als ich wähnte, es sei Ihre Absicht gewesen, meinen arglosen Bruder, wer weiß zu welchen Zwecken zu mißbrauchen.

Madame Bondieu übernahm es nun, die Schwester des Sympathiedoktors über die Krankheit Antoniens aufzuklären.

Euphrosine staunte jetzt nicht minder, wie einst Ignaz, als sie von dem Aberglauben der Damen und dem Einflusse einer krankhaften Einbildung auf den Organismus zum ersten Male in ihrem Leben Kunde erhielt. Der Erfolg der Sympathiekur erschien ihr fast fabelhaft und es

bedurfte der wärmsten Versicherungen von Seite der Damen und der Berufung auf das Zeugniß ihres Bruders, um bei ihr dem Glauben daran Eingang zu verschaffen.

Das Ergebniß, schloß Madame Bondieu, war das günstigste und was noch zu thun übrig blieb, vollendeten die Umstände, unter denen wir die erzwungene Reise machten. Die Aufregung, in welche der unerwartete Verrath Antonie versetzte, die Gefahr, die tagelang über uns schwebte, bis wir die österreichische Grenze im Rücken bekamen, die fortwährende Angst erzeugten eine so wohlthätige Umstimmung in dem Gemüthe meiner Freundin, daß die bösen, peinigenden Träume gänzlich aufhörten. Die krankhafte Einbildung verschwand vor den Eindrücken der gefährlichsten Wirklichkeit, so werden ungefähr giftige Dünste von einem starken Orkan zerstäubt.

Was ich heute erfuhr, wendete sich das Mädchen vom Thury zur gewesenen Patientin ihres Bruders, wird gewiß Jedem, der zum ersten Male davon sprechen hört, räthselhaft erscheinen. Sie werden mir daher meine anfänglichen Zweifel darüber gewiß nicht verübeln. Ich übersehe nun im Geiste die Verkettung der Thatsachen und besitze ein klares Bild davon. Eines jedoch wünschte ich noch von Ihnen zu erfahren. Wie kam es, daß dieser Demeter, oder Rasin, wie Sie ihn nennen, die Macht über Sie erlangte, die er ein Jahr lang zu Ihrer größten Gefahr ausübte? Was veranlaßte Sie zu dem Glauben, daß er ein Vampyr sei? Wieso lernten Sie ihn kennen?

Diese Fragen kamen den Damen unerwartet.

Antonie senkte das Auge verlegen zur Erde, ihre Freundin wußte nicht, was Sie darauf erwiedern solle?

Endlich sagte die Erstere:

Mamsell Euphrosine, Sie haben ein Recht auf unsere rücksichtslose Offenherzigkeit. Ich verdanke Ihrem Bruder viel, Sie selbst leiden zum Theil durch meine Schuld, ich will daher Ihrem Wunsche willfahren. Madame Bondieu wird die Güte haben, Ihnen die gewünschte Auskunft mitzutheilen.

Da diese Aeußerung von einer auffordernden Bewegung begleitet war, so begann die alte Frau eine Mittheilung, die für das Mädchen vom Thury noch interessanter war, wie das, was es heute bereits vernahm.

Antonie, begann sie, gehört zu jenen warmen Verehrerinnen der jetzt kaiserlichen Regierung in Frankreich, wie unser Vaterland deren Viele zählt. Sie war eine Bewunderin des Generals Bonaparte, des Konsuls, und hat dieses Gefühl auch dem Kaiser bewahrt. Antonie nahm in der theatralischen Welt von Paris einen so hohen Rang ein, daß sie die Aufmerksamkeit des Herrn Talleyrand auf sich lenkte, dem ihr Geist, ihre Repäsentation so wohl gefielen, daß er sie mit einer geheimen Mission nach Schweden betraute, deren sie sich mit großer Geschicklichkeit entledigte. Ihnen als Deutsche und besonders als Oesterreicherin, wird, was Sie da vernehmen, neu und sonderbar erscheinen, ich versichere Ihnen jedoch, daß das Einmengen der Frauen in das, was man Politik nennt, bei uns zu den gewöhnlichen Dingen gehört, daß wir keine Scheu tragen, sobald eine Sache unsere Sympathie gewann, auch dafür thätig zu sein. Im Anfange des vorigen Jahres, kurz nach unserer Rückkehr von Schweden, erschien eines Abends ein vertrauter Diener des Herrn von Talleyrand in unserer

Wohnung und beschied Antonie in die Wohnung des Ministers. Wir wähnten eine abermalige Mission nach auswärts sei uns zugedacht, irrten uns jedoch zum Theil, es galt den Vollzug eines Auftrages in Paris, auf den Herr von Perigord großes Gewicht legte. Damit Sie, was Sie weiter vernehmen werden, besser auffassen, muß ich Sie über die Stellung zweier Personen in der Nähe Napoleons näher unterrichten.

Herr von Talleyrand als Bischof von Autun von Pius VI., weil er 1790 beim Bundesfeste auf dem Marsfelde am Altare des Vaterlandes die Messe las, die Fahnen und später den ersten konstitutionellen Priester weihte, mit dem Bann belegt, schob im Jahre 1791 sein Bisthum bei Seite und kehrte sich der Diplomatie zu, wo er in England unglücklich genug debutirte. Nach dem Staatsstreiche vom 18. Fructidor (1797) wurde er Minister der auswärtigen Angelegenheiten und war Einer der Wenigen, der Napoleons Genie zeitig genug erkannte und sich ihm gefällig zeigte. Nach dessen Rückkehr von Egypten half er ihm im Vereine mit Sieyés die Revolution vom 18. Brumaire ausführen und blieb dann Minister und gefälliger Rathgeber Napoleons. Er leitete bei den Friedensschlüssen von Lüneville und Amiens die Unterhandlung, und der Kaiser verlieh ihm aus Dankbarkeit für die bisher geleisteten Dienste die Würde eines Oberkammerherrn.

Die zweite Person, über deren Stellung zu Napoleon ich Sie unterrichten muß, ist Herr von Fouché! Für den Priesterstand bestimmt, wurde er Advokat und vom Departement Unterloire in den Convent gewählt. Hier stimmte er für den Tod des Königs, wurde im August 1795 als

Schreckensmann aus dem Convent gestoßen und lebte einige Zeit als Privatmann. Eine Denunciation, die er dem Direktor Barras über die Umtriebe Babeuf's machte, verschaffte ihm die Stelle eines Gesandten nach Mailand, von wo er jedoch bald abberufen wurde, weil er mit dem General Brune einen zweiten 18. Fructidor durchsetzen wollte. Eben so kurze Zeit fungirte er als Gesandter in Holland und wurde endlich 1799 Polizeiminister. So wie Talleyrand unterstützte auch er die Revolution des 18. Brumaire, allein verschiedene Ursachen erweckten bald das Mißtrauen und den Verdacht des ersten Konsuls, der nun das Thun des Polizeiministers durch eine eigene geheime Polizei überwachen ließ. Herr Fouché gefiel sich zu jener Zeit, eine Art Opposition gegen Napoleons Herrschsucht zu machen, wurde darob (1802) plötzlich entlassen, jedoch mit einer einträglichen Senatorie betheilt. Er blieb jedoch, wie bisher, ein Tadler zahlreicher Regierungsmaßregeln Napoleons und er — nicht aber, wie es verbreitet ist, Herr von Talleyrand — brach bei der Hinrichtung des Herzogs von Enghien in die seitdem bekannt gewordenen Worte aus: Das ist mehr als ein Verbrechen, es ist ein — Fehler!" Die geheime Polizei unter Savary leistete indessen nicht die von Napoleon erwarteten Dienste, Fouché wurde daher restaurirt und steht seit Juli 1804 wieder an der Spitze der Polizei. Es ward ihm ein großer Wirkungskreis eingeräumt, trotzdem genießt er nicht unbedingtes Vertrauen, und der Kaiser erachtet es für nothwendig, seinen Herrn Polizeiminister wie vordem von einer kaiserlichen Polizei überwachen zu lassen. Dies ist die Stellung zweier Männer, deren Ersterer besonders von den Führern der Armee mißachtet ist,

welchem Gefühle der General Lannes Ausdruck verlieh, indem er von ihm öffentlich sagte, „man könne ihm rückwärts einen Fußstoß versetzen, ohne daß man es vorne an seinem Antlitze errathe,“ und deren Letzterer aller Welt verhaßt, besonders aber den Anhängern des vertriebenen Königshauses ein Gräuel ist, die von ihm sagen, „er sei jetzt bestrebt, seine republikanischen Missethaten im bonapartistischen Koth abzuwaschen.“

Nach dieser zur Aufklärung der Situation nothwendigen Abschweifung, fuhr Madame Bondieu fort, kehre ich zu dem Auftrage zurück, den Antonie von Herrn von Talleyrand erhielt. Ein junger Mann — Rasin genannt — war der kaiserlichen Polizei als eine der vertrautesten und verschmitztesten Kreaturen Fouché's denuncirt, die dieser in den letzten zwei Jahren mehre Male mit Sendungen an den Grafen von Provence betraut hatte. Der junge Mann war ohne Zweifel in gewisse gefährliche Geheimnisse Fouché's eingeweiht, deren Schleier die kaiserliche Polizei gerne gelüftet hätte. Antonie wurde nun beauftragt, sich Rasin bemerklich zu machen, seine Neigung und damit sein Vertrauen zu gewinnen, und ihm die Geheimnisse Fouché's zu entlocken. Meine arme Freundin begann arglos diesem Ziele zuzustreben, allein das Ergebniß war schier ein entgegengesetztes, statt Rasin Neigung einzuflößen, entwickelten sich Keime davon in ihrem Herzen und statt seine Geheimnisse zu erfahren, begann er das ihrige wahrzunehmen, ohne uns indessen das Mindeste davon merken zu lassen. Jetzt leidet es keinen Zweifel mehr, daß Rasin damals im Einverständnisse mit Fouché handelte, und daß dieser als Minister der Staatspolizei sich's zur Aufgabe gemacht hatte, der kaiserlichen Geheimpolizei ein

Schnippchen zu schlagen. Antonie wurde ein Opfer dieser Reibung. Mitten in der Entwicklung der erwähnten Neigung drang aus der Nachbarstraße eine Tages-Neuigkeit zu uns. Die Polizei des Herrn von Fouché, hieß es, verfolge einen räthselhaften Menschen, der ein Vampyr sei, eine hübsche Näherin wäre bereits sein Opfer geworden. Antonie, deren sensitives, abergläubisches Gemüth für ähnliche, räthselhafte Erscheinungen besonders empfänglich ist, zweifelte nicht an der Möglichkeit eines solchen Ereignisses, ich jedoch mochte ihm keinen Glauben schenken. Wir stritten uns darüber und ich mußte mich, von ihr genöthigt, in das Haus begeben, wo jene Arbeiterin gewohnt hatte, um dort die Bestätigung der Thatsache und die näheren Umstände einzuholen. Was ich da erfuhr, verwehte meinen Unglauben und bekehrte mich mit einem Male zu der Ansicht Antoniens.

Der Liebhaber der Näherin war allnächtlich nach dem Friedhof gegangen, hauchte den Odem des Grabes aus, und erstand von den Todten. Die Polizei des Herrn von Fouché, so hieß es, verfolge ihn vergebens, denn seine Papiere wären in der Ordnung u. s. w. Wenn unsere heutige Ueberzeugung, daß Rasin im Einverständnisse mit seinem Herrn und Meister gehandelt habe, keine falsche ist, dann freilich lassen sich die räthselhaften Ereignisse mit Rasin auf eine einfache Mystification zurückführen, die dem Polizeiminister beliebte, um einerseits sein Werkzeug in einem märchenhaften Lichte erscheinen zu lassen, und anderseits der Polizei des Kaisers ein Bein zu stellen.

Ich kehrte mit den eingezogenen Nachrichten heim und Antonie konnte von dieser Stunde an des Gedankens an

den Vampyr nicht los werden. Zwei Tage darauf kam Rasin zu uns, und mir und Antonie fiel heute zum ersten Male seine ungewöhnliche Bleiche auf, welche ihn fast wie einen Todten erscheinen ließ. Damit noch nicht genug, wir fühlten uns auch von dem Odem der Verwesung angeweht und die Gesellschaft Rasins wurde uns zum ersten Male peinlich. Durch einen Zufall kam die Rede auf Eigenthümlichkeiten der Wohnungen in den verschiedenen Stadtvierteln zu sprechen, und da erfuhren wir zum ersten Male, daß er im Hotel Pepin, Rue St. Eloi wohne, in demselben Hause, wo, wie wir wußten, der Vampyr sich aufhielt. Antonie, zu Tode erschreckt, fühlte sich augenblicklich unwohl, ich mußte noch am selben Tage hinüber in das genannte Hotel, um neue Erkundigungen einzuziehen, und es stand außer Zweifel, Rasin war der Vampyr. Meine arme Freundin entsetzt, verstört, fühlte bereits den giftigen Stachel im Herzen, Rasin ließ sich am Tage und persönlich nicht mehr sehen, dafür aber erschien er ihr in der Nacht in Träumen. Von da an begann jenes fürchterliche Uebel anzuwachsen und drohte das Leben meiner armen Freundin zu zerstören, die Kunst der berühmtesten Aerzte erlahmte an der Kranken, bis uns Madame Lenormand mit ihrem Rathe beistand, was Ihnen Ihr Bruder wohl erzählt haben wird, da wir es ihm, als die Veranlassung, die uns bewog, ihn aufzusuchen, mittheilten.

Als das Mädchen vom Thury dies verneinte und ihre Angabe, von Ignaz nichts erfahren zu haben, wiederholte, erzählte ihr Madame Bondieu die weiteren Vorfälle, wie sie dieselben seiner Zeit dem Sympathiedoktor anvertraut hatte; da auch der Leser sie kennt, unterlassen wir deren Wiederholung.

Euphrosine hörte Alles mit großem Interesse an; die Rolle, welche Antonie spielte, eignete sich indessen wenig, ihr für sie Sympathie einzuflössen und sie machte auch kein Hehl daraus.

Ich zweifle nicht, Madame, sagte sie zu dieser, daß Sie während des verflossenen Jahres viel gelitten haben, Sie können jedoch die Schuld daran Niemanden wie sich selbst zuschreiben. Ihre Anhänglichkeit für die Regierung Ihres Kaisers hätte sich in anderer Weise manifestiren können, ohne sich dem trüben Lichte auszusetzen, welches den Beschauer nicht angenehm berührt. Verzeihen Sie mir meine unumwundene Aeußerung; sie mag Ihnen hart scheinen, allein Heuchelei lag mir stets ferne. Ich muß die von Ihnen in Paris und in Wien gespielte Rolle mißbilligen, was sie Ihre Mission nennen, ist einer Frau ein vollkommen unwürdiges Geschäft; dieses Urtheil würde ich auch fällen, wenn Sie an dem Unglücke meines Bruders und Verlobten vollkommen unschuldig wären.

Was Ihren Bruder betrifft, antwortete Antonie, die mit schämig gesenktem Blicke dagesessen war, so will ich das Uebel, so ich über ihn gebracht, gut machen. Herr von Talleyrand wird in einigen Tagen hier eintreffen, es bedarf nur einer Bitte meinerseits und Ignaz Wildau wird in Freiheit gesetzt.

Diese Versicherung machte das Herz der Jungfrau freudig aufklopfen.

Ach Madame, rief sie, diesen Gedanken hat Ihnen ein guter Genius eingegeben. Thun Sie jedoch das Werk nicht halb, legen Sie auch der Wahrheit getreu Zeugniß

ab, und entlasten Sie ihn von der Anschuldigung, die ihn im Gefängnisse zurückhält.

Ich werde Alles thun, was ich vermag, um seine Unschuld zu beweisen, versetzte Antonie, Sie haben ein hartes Wort über mich gesprochen, Ihre Meinung soll eine günstigere werden. Ich habe Sie aufgesucht, um Ihnen diesen Trost persönlich zu überbringen und um Ihnen Hilfe anzubieten, Sie leben jetzt allein, ohne Stütze....

Ich danke Ihnen, Madame, unterbrach das Mädchen vom Thury die Sprecherin, und weise ihr freundliches Anerbieten zurück. Ich erfreue mich der Freundschaft ausgezeichneter Menschen und bin in der Lage, auf fremde Hilfe verzichten zu können. Bezeugen Sie die Unschuld meines Bruders und Sie thun, was Ihre Pflicht ist, mehr erwarte ich nicht.

Die würdevolle Sprache der Jungfrau verfehlte ihre Wirkung nicht.

Antonie Thibault fühlte ihre ungünstige Stellung gegenüber dem anspruchlosen, reinen Mädchen und überhob sich der Mühe vergeblichen Drängens und Zuredens.

Nachdem sie ihre früheren Versicherungen wiederholt hatte, schied sie, von ihrer Gesellschafterin gefolgt, mit den Worten: „Sie sollen bald von mir hören."

Nach der Entfernung der Französinnen kam die Flüglerin wieder in die Stube.

Hörten Sie etwas von dem, was hier gesprochen wurde? fragte Euphrosine.

Ohne, daß es in meiner Absicht lag zu horchen, ant-

wortete Frau Rosl, bekam ich doch Alles, was hier gesprochen wurde, zu hören. Sie haben sich nach Gebühr benommen, ein wenig derber hätte nicht geschadet, vor solchen miserablen Weibern braucht man keinerlei Rücksichten zu beobachten. Gemeine Spions sind sie, sonst nichts; daß sie sich ihr Gewerbe gut bezahlen lassen, beweist ihr Aufwand. Donnerwetter, hätten Sie nur mich gerufen, ich würde Ihnen die Leviten in einem andern Tone herabgelesen haben: die Französinnen hätten alle österreichischen Engel pfeifen hören sollen.

Sie wären vielleicht ein wenig zu eifrig gewesen, meinte die Jungfrau lächelnd.

Meiner Treu, ich hätte ihnen keine Extrawurst gebraten, sondern ihnen Brocken vorgelegt, an denen sie eine Zeit lang würgen mußten. Was aber sagen Sie zu der Wirthschaft in Paris?

Zweierlei Polizei, es ist unglaublich.

Der Kaiser traut seinem Polizeiminister nicht und hat noch eine eigene Hauspolizei! Eine hübsche Gegend das!

Und die Geschichte mit dem Vampyr?

Eine Komödie war's, sonst nichts, rief die Flüglerin, dieser Demeter ist ein dreimal abgeriebener Spitzbube. Er sah, daß er zwei abergläubige Närrinnen vor sich hatte, er wußte, daß sie von der Gegenpolizei ausgesendet waren, um ihm seine Geheimnisse zu entlocken und erfand das Märchen vom Vampyr, um sie dafür zu züchtigen. Der Fouché unterstützte ihn und verlieh der Fopperei einen officiellen Anstrich, um sie glaubwürdiger zu machen. Ich zweifle gar nicht, daß man in ganz Paris an die Existenz

des Vampyrs geglaubt hat, während der Fouché ins Fäustchen lachte und sich dabei dachte: „Eine Lüge mehr oder weniger in den Registern schadet nicht, wenn man nur seinen Zweck erreicht!“ Wir hatten im Bataillon einen alten Tambour...

Ich bitte Sie, fiel ihr Euphrosine in die Rede, bewahren Sie den gegenwärtigen Tambour für später auf und erzählen Sie mir lieber die vorhin schuldig gebliebene Geschichte von den drei Dragonern, die Ihnen in Pordenone Ihre gefüllte Feldflasche wegstipitzen wollten.

Das Kleeblatt war eine martialische Bagage; drei Studenten, mit denen man Mauern hätte einrennen können. Um ihren Zweck zu erreichen, benützten sie einen Tag, wo meine Kompagnie die Wache bezog und außer mir sich keine Seele im Zimmer befand.

Sapperment — unterbrach die Flüglerin sich selbst — was ist das? Mir scheint gar, wir bekommen Einquartirung!

Ueber die Geschichte mit den drei Dragonern waltete ein eigenthümlicher Unstern, sie mußte zum zweiten Male unterbrochen werden.

Frau Rosl, deren Blick zufällig auf die Straße gefallen war, sah zwei Soldaten mit Sack und Pack belastet, ein Quartierbillet in der Hand, die Nummer des Hauses zu den vierzehn Nothhelfern mit der Nummer auf der Anweisung vergleichen und dann in das Haus treten.

Dies veranlaßte sie, ihre Dragoner-Geschichte zu unterbrechen und in den erwähnten Ruf auszubrechen.

Euphrosine beeilte sich von dem, was ihre Hausgenossin wahrnahm, Gewißheit zu verschaffen, und als auch

sie die Soldaten sah, sagte sie: Frau Rosl, ich bitte Sie, empfangen Sie die Gäste!

Schöne Gäste das, brummte die Andere, ich wollte, daß man ihnen heimleuchtete für ewige Zeiten, Amen.

Sie ging den Soldaten entgegen.

## Viertes Kapitel.

### Zwei Mann Einquartierung.

Die beiden Krieger, herkulische Gestalten, fast so groß wie ehedem Frau Rosl's Flügelmann, die braungelben verwitterten Gesichter vom Frost geröthet, wild und trotzig d'rein schauend, trotz der zerrissenen Schuhe und Mäntel von hochmüthigem fahrigem Wesen, standen im Hofe, als die Flüglerin ihnen entgegentrat.

Hier entspann sich folgende kurze, mehr mimisch als deklamatorische Unterhaltung.

Nix deutsch? fragte Frau Rosl.

Nix! antwortete der ältere der Soldaten.

Niente italiano?

Non! lautete die abermalige Antwort.

Perchè non?

Der Soldat schüttelte sich wie ein Hahn, der aus dem Wasser kömmt, brummte was in den Bart und sagte dann: Da — billet!

Die Flüglerin überzeugte sich, daß die Anweisung wirklich auf den Namen Wildau laute und sagte dann! „Gut!"

Nix gut, rief jetzt der Soldat, indem er den Kolben seiner Muskete gegen den Boden stieß, daß er bebte, Billet gut, wenn Quartier gut, Freß' gut, Sauf gut.

Frau Rosl blitzte ihn mit ihren Kreuzblicken martialisch an und sagte:

Mensch thut eß', Hund thut freß' — Haas' thut lauf', Ochs thut sauf', Soldat gut — Quartier gut!

Nach diesem merkwürdigen Räsonnement führte sie die Soldaten in eine Stube, welche für bevorstehende Einquartierungen in Bereitschaft gesetzt war und deren nettes, reinliches Aussehen den Gästen wohlzugefallen schien.

Frau Rosl, deren freundlich gewordene Mienen wahrnehmend, richtete jetzt die Frage an sie: Na, gut Quartier?

Einer der Soldaten antwortete: Gut! — Quelle netteté! (Welche Reinheit!)

Darauf fragte die Frühere weiter: Soldat auch netteté? Hat da — sie tippte mit ihrem Finger auf dem eigenen Kopfe herum — langsam-marschir?

Beide Soldaten, welche die Worte der Flüglerin nicht verstanden, deren Sinn aber wohl begriffen, lachten und begannen sich's bequem zu machen.

Die Witwe kehrte zu ihrer Schutzbefohlenen zurück.

Herrgott von Mannheim, rief sie, diese zwei Glieder der großen Armee scheinen mir mehr Lumpen und weniger Soldaten zu sein!

Auch ich, antwortete die Jungfrau, fand ihr Aeußeres wenig empfehlenswerth, mir scheint es sogar, als ob sie keine Franzosen wären.

Wälsche sind sie auch nicht, am Ende sind's gar Deutsche?

Warum sollten sie es verhehlen wollen? fragte Euphrosine.

Vielleicht weil sie sich schämen, daß sie unter fremdem Kommando gegen den deutschen Kaiser Krieg führen, vielleicht auch sind sie Elsasser und ärgern sich, daß sie zu

Frankreich gehören. Am Ende kann's auch eine Kriegslist sein!

Zu welchem Zwecke?

Um unter dem Scheine des Unverständnisses die Unterhaltungen der Quartiergeber zu belauschen; der Soldat thut dergleichen oft, besonders in Feindesland.

Jedenfalls wollen wir vorsichtig sein!

Darauf war ich ohnehin bedacht, entgegnete die Flüglerin, wer selbst Soldat gewesen ist, kennt die falschen Manövre und laßt sich in keinen Hinterhalt locken.

Die Soldaten erhielten ihre gut bereitete Mittagskost, denn Frau Rosl kannte die Vorschriften genau und achtete mit Strenge darauf, doch behielt sie die Gäste fortwährend im Auge, ohne indessen wahrzunehmen, was ihr verdächtig erschienen wäre. Eines fiel ihr jedoch auf, die Soldaten enthielten sich jeder lauten, geräuschvollen Unterhaltung, wie sie den Militärs fast eigenthümlich zu sein pflegt. Da diese Ruhe und Gelassenheit mit ihrem wilden Aeußeren nicht in Harmonie stand, so schloß die Witwe daraus, daß sie entweder leise miteinander verkehrten, oder daß sie sich aus ihr unbekannten Gründen Zwang anthaten.

Wie der Tag und der Abend verstrich indessen auch die Nacht ruhig, und Euphrosine äußerte am folgenden Tage, sie fange an zu hoffen, ihr Vorurtheil gegen die Gäste werde sich nicht bestätigen.

Die Flüglerin zuckte blos die Achseln und erwiederte: Es soll mich freuen, wenn's dem so ist, ich meinerseits pflege jedoch nicht den Tag zu loben, bevor es Abend geworden!

Im Laufe des Tages fand sich Herr Tascher zu Besuch ein.

Wie immer in letzterer Zeit brachte er auch heute eine Menge Neuigkeiten von mehr oder weniger Interesse mit. Da er als einzelner Mann, seine Verwandtschaft mit Bonaparte abgerechnet, ohne Familie da=stand, so verbrachte er den ganzen Tag auf der Straße, um Alles zu sehen oder von Allem zu hören.

Von der großen Bataille bei Hollabrunn angefangen bis hinab zum kleinsten Excesse war ihm nichts entgangen, und die Flüglerin legte ihrer Zunge keine Zügel an, als man auf die Ansprüche, Forderungen und Requisitionen der großen Armee zu sprechen kam.

Was wollen Sie? rief der quiescirte Gastgeber, die Franzosen sind unsere Feinde und benehmen sich darnach; die Russen aber sind unsere Freunde, unsere Verbündeten und wirthschaften hundertmal schlimmer wie die Franzosen. Die Oberösterreicher und Mährer schreien „Ach und Weh" über ihre Gewaltthätigkeiten und Barbareien und nehmen die Franzosen mit offenen Armen auf, weil man zwischen zwei Uebeln immer lieber das Kleinere wählt. Und wenn uns diese Russen nur etwas genützt hätten! Bis jetzt weiß man noch nichts von ihnen, als daß sie zu spät gekommen sind.

Sie reden wie alle lauen Patrioten! rief die Soldatenwitwe.

Sie haben gegen „Ihn" gefochten, Ihnen erlaube ich diese Sprache, erwiederte Herr Lorenz gravitätisch; ich sage Ihnen, ich bin kein lauer Patriot, aber ich hasse die Engländer, und Alles, was von England kommt, folglich auch das russische Bündniß. Helfen Sie mir Frankreich von den Advokaten befreien! sagte „Er" am 18. Fructidor zu Lefevre; helfen Sie mir, Oesterreich von England erlösen!

sage ich heute zu Ihnen. Oh, vermöchten wir es, bei der eisernen Krone, die „Sein" Haupt ziert, ich würde ausrufen wie Er: „Weh dem, der Sie berührt," Glauben Sie mir, Frau Flüglerin, England ist unser Unglück, ich versteh' das. Sie haben sich im Militär schöne Verdienste erworben, die Politik jedoch ist mein Fach, da bin ich zu Hause.

Da die Frauen aus Erfahrung wußten, daß jede Einwendung, wenn Tascher auf dies Kapitel zu sprechen kam, ihn nur noch mehr ereiferte, so vermieden sie alle Gegenrede, was zur Folge hatte, daß er wie gewöhnlich auf die eigentliche Ursache seines Besuches zu sprechen kam.

Vorgestern, erzählte er, kam ein bejahrter, elegant gekleideter Herr zu mir, der über meinen früheren Zimmerherrn Erkundigungen einzog.

Ueber Boleslaw? fragte Euphrosine rasch.

Nein, über Herrn Demeter, antwortete Tascher, der Fremde wußte bereits, daß der Russe bei mir gewohnt hatte, er erfuhr es, wie er sagte, auf dem Polizeiamt.

Warum erkundigte er sich also bei Ihnen?

Er verlangte über die Verbindungen und Bekanntschaften des Russen Auskunft.

Nun, und Sie?

Ich wußte ihm natürlich keine zu geben, benützte jedoch die Gelegenheit, Herrn Demeter in das verdiente Licht zu stellen, um den Fremden vor einer Verbindung mit ihm zu warnen, ich setzte ihn von der abscheulichen Handlungsweise des Russen Ihnen gegenüber in Kenntniß.

Das war überflüssig, wer weiß, wer der Fremde ist?

Er ist ein vornehmer, anständiger Herr, das ist außer

allem Zweifel, es gibt an ihm nichts auszusetzen, als etwa, daß er fuchsfarbige Haare hat.

An die Haarfarbe ist sich nicht zu kehren, bemerkte die Flüglerin, wir hatten einen manipulirenden Feldwebel, der brennrothe Haare besaß, dabei aber doch ein herzlieber Mensch war. Selbiger Feldwebel . . .

Es thut mir sehr leid, Frau Rosl, fiel ihr Tascher in die Rede, Ihre Feldwebelgeschichte nicht mitanhören zu können, mir fehlt leider die Zeit dazu; ich habe mich mit einem Commissär-Ordinateur zusammen bestellt, der mir in meiner hohen Angelegenheit guten Rath ertheilen will, und ich darf den Franzosen nicht warten lassen. Leben Sie daher wohl, meine Verehrten, der Himmel nehme Sie in seinen Schutz!

Ein herablassender Gruß und er war fort.

Der Vetter des Kaisers ahnte nicht, daß er mit seinen Enthüllungen über Demeters Charakter dem Mädchen vom Thury einen schlechten Dienst erwiesen hatte, der Fremde mit den fuchsfarbigen Haaren war Niemand anders wie der Marquis de Sace.

Tascher hatte kaum den Namen „Euphrosine“ genannt, so zweifelte der Marquis auch nicht mehr, daß von der jungen Herzogin von Tillemont die Rede sei, er entlockte dem arglosen Wiener die Adresse des Mädchens, eilte nach dem Thury, zog in der Nachbarschaft Erkundigungen ein und befand sich am Ziele.

Er hatte die gefährliche Feindin ohne Hilfe Rasin's aufgestöbert, er konnte nun unabhänging operiren, ohne daß er gezwungen war, lästige Verpflichtungen einzugehen.

Da er die Geduld Rasins, der, wie wir wissen, sein Wiederkommen erwartete, auf keine zu harte Probe stellen wollte, beeilte er sich, seinen Plan, der ihn in den Besitz der Chatoulle bringen sollte, zu fassen, und schritt dann rasch zu dessen Ausführung.

Zwei Tage bereits befanden sich die beiden feindlichen Soldaten im Hause zu den vierzehn Nothhelfern und selbst die Flüglerin fand an ihnen nichts zu tadeln.

Am Abende des zweiten Tages verließen sie das Quartier dem Anscheine nach, als verfügten sie sich in eine nahe Schenke, was Niemanden auffiel. Sie begaben sich jedoch nach einem Gasthof in der Leopoldstadt, wo sie, ohne zu fragen, in eines der Fremdenzimmer traten und dort einen Herrn trafen, der sie bereits erwartet hatte.

Es war der Marquis de Sace.

Nun, was bringt Ihr mir Neues? Wie seid Ihr mit dem Quartier zufrieden?

Auf diese Frage des Fuchshaarigen antwortete der ältere der Soldaten:

Wir wünschen uns niemals ein besseres, Küche und Keller sind gut und das Mädl, pardieu, das Mädl ist schmuck und nett, sie verdient, daß man für sie etwas wagt.

Auch die Andere ist nicht zu verschmähen, bemerkte der zweite Soldat, sie ist zwar nicht mehr ganz jung, dafür trägt sie ein Stück Satan mit sich herum und dergleichen Frauen haben oft sehr angenehme Eigenschaften.

Ich gebe der Jüngern den Vorzug.



Und ich der Aeltern.

Ihr Spitzbuben rauft euch um des Kaisers Bart, unterbrach der Marquis den edlen Wetteifer der Soldaten, ich habe Euch nicht in jenes Haus gebracht, damit ihr dort Liebesabenteuer aufsucht. . .

Sondern eine Chatoulle, fiel ihm der Eine ins Wort, wir wissen das recht wohl und ließen es auch nicht aus dem Auge; allein es wird schwer gehen.

Leuten in Eurer Lage darf nichts schwer scheinen, entgegnete Herr de Sace, Ihr habt Alles zu gewinnen und nichts zu verlieren. Ihr marodirtet bereits acht Tage am flachen Lande herum, habt hie und da ein wenig gestohlen, hüben und drüben ein wenig geraubt, sobald Ihr in Eure Kompagnie einrückt, erwartet Euch ein Kriegsrecht und ein halbes Dutzend Kugeln in die Brust; da der Kaiser bereits im Lande eine Gendarmerie errichtet und mobile Kolonnen für die Sicherheit der Straße sorgen, so bleibt Euch wenig Hoffnung mit undurchlöcherter Haut weiter zu kommen. Meiner Güte verdankt Ihr die Quartieranweisung, würde man Euch erkennen, erhieltet Ihr ein anderes, minder angenehmes Quartier angewiesen; es kostet mich nur Ein Wort Euch festnehmen zu lassen, und trotzdem faselt Ihr von Schwierigkeiten? Geht, Jungens, das ist nicht Euer Ernst, um so weniger, da Euch im Falle des Gelingens Vortheile geboten werden, die keineswegs zu verwerfen sind.

Die beiden Soldaten sahen sich wechselseitig mit unverschämten Blicken an.

Wie denkst Du, Jean? fragte der Eine.

Was meinst Du, François? der Andere.

Der Herr redet wie ein Buch.

Wenn nur die Bücher nicht so oft lügen möchten.

Dir stecken gewiß die versprochenen Vortheile im Kopfe?

Weil sie eben nur versprochen sind.

Ihr seid wahrhaftig ärgerliche Dummköpfe, unterbrach de Sace abermals die laut geführte Unterhaltung; fürchtet Ihr, daß ich wegen ein Paar hundert lumpiger Francs mein Wort breche? Wenn mir an dem Besitze der Chatoulle nicht Einiges gelegen wäre, würde ich mich mit Leuten Eures Gelichters in kein Geschäft einlassen. Doch meine Zeit ist gemessen. Habt Ihr, nachdem Ihr die Gelegenheit des Ortes kennen gelernt, Euch eines Andern besonnen?

Das hat Keiner von uns behauptet, antwortete François.

Warum also die Bedenklichkeiten? Die heutige Nacht ist für das Unternehmen bestimmt, ich kann die Angelegenheit nicht länger verschieben.

Wenn Sie es durchaus wünschen, sagte Jean mit Resignation, so wollen wir noch heute dran.

So hört denn, ich wünsche es, ich will es.

Wir werden es nur mit zwei Frauen zu thun bekommen.

Um so besser.

Jeder von uns nimmt Eine auf sich.

Ihr habt leichtes Spiel.

Wir müssen jedoch allen Lärm verhindern.

Das wird nicht schwer fallen.

Knebel und Schnüre sind in Bereitschaft.

Vortrefflich, sind die Weiber wehrlos, so sucht Ihr

Beide die versiegelte Chatoulle — ich harre am Ende der Straße, nehme die Beute in Empfang und Ihr bekommt zur Stelle den bedungenen Lohn.

Und die Versprechungen bezüglich unseres Weiterkommens?

Erfülle ich im Laufe des morgigen Tages, bis dahin biete ich Euch ein Unterkommen in dieser Stube, was auch für den Fall gilt, wenn der Anschlag durch irgend ein unerwartetes Hinderniß mißlingen sollte. Wenn letzteres einträte, müßte man einen andern Ort des Angriffes ersinnen, und dabei könnt Ihr mir wieder behilflich sein.

Die Marodeurs erklärten sich damit einverstanden und begaben sich nach dem Thury zurück.

Bald darauf folgte ihnen der Marquis nach.

. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .

Mitternacht war bereits vorüber.

Im Hause zu den vierzehn Nothhelfern am Thury herrschte Ruhe; nachdem die Einquartirten heimgekehrt waren, begaben sich die Frauen zu Bette und Gott Morpheus nahm sie auf in seine Arme und zauberte sie hinein in das fabelhafte Reich der Träume, wo der Geist freier und kühner sich bewegt und die geheimnißvollen Bande, die ihn an den irdischen Leib ketten, mächtig erweitert und verlängert sind, so daß er sich in gewaltigen Sprüngen und Läufen versucht, wie das Lamm auf der Wiese, welches gleichfalls durch das straffe Band gemahnt wird, daß es an die Scholle gekoppelt ist.

Euphrosine träumte von Boleslaw und Ignaz,

Frau Rosl dagegen sollte gerade einem zur Kirchenparade ausrückenden Rekruten einen abgerissenen Knopf annähen, draußen verlas der Korporal vom Tage die Namen der Kompagnie-Mannschaft und sie bestrebte sich vergebens, den Zwirn in's Nadelloch zu fädeln; je eifriger sie wurde, je beängstigender es ihre Brust umschnürte, desto unsicherer zeigte sich ihre Hand; sie zitterte, der Rekrut fluchte, der Korporal draußen warf mit allen Donnerwettern herum, endlich kam er an die Thüre, klopfte einmal, zweimal . . .

Die Flüglerin schlug die Augen auf, sie war erwacht, aber siehe da, der Traum schien sich in die Wirklichkeit herüber zu spinnen.

Anfangs wähnte sie, sich zu täuschen, rieb sich die Augen, richtete sich im Bette auf und horchte — nur einige Sekunden und sie überzeugte sich, daß sie nicht mehr träume, daß Jemand in Wirklichkeit an der Thüre klopfe, und dazu vernahm sie das leise Wehklagen eines Mannes.

Ohne sich erst zu besinnen, beeilte sie sich, an der Nachtlampe eine Kerze zu entzünden, warf Rock und Tuch um und ging zur Thüre.

Wer ist's? Was gibt es? frug Sie, jedoch ohne zu öffnen.

Madame — camerade — malade — stark malade, wehklagte es draußen.

Die Flüglerin erkannte die Stimme des einen Soldaten.

Euphrosine erwachte, richtete sich nun ebenfalls empor.

Einem unserer Gäste scheint unwohl geworden zu sein, sagte sie —

Der Student wird zu viel gesoffen haben, erwiederte Frau Rosl, hat gestern vielleicht Geld gefaßt und mörderisch aufgeh'n lassen. Ich kenne diese Manövre!

Man sollte doch hinüber gehen und sehen, was ihm fehlt? Eine Tasse Thee würde ihm vielleicht gute Dienste leisten!

Die Flüglerin verzog den Mund zu einem ironischen Lächeln und murmelte:

Thee? Warum nicht gar Manna mit Rosenwasser und Weihrauch! In einem so ausgepichten Soldatenmagen greift Thee eben so wenig an, wie kaltes Wasser in einem Theerfaß. Spiritus mit Kartoffeln geben Sie ihm, oder sechs Loth Scheibenpulver in Butter abgerieben und auf Brot gestrichen, das wird ihn kuriren. Herrgott von Mannheim, da hätten Sie einmal unseren Feldscheer sehen sollen, wir nannten ihn den Doktor von der versalzenen Brennsuppe —

Ich bitte Sie, liebe Madame, fiel ihr Euphrosine in die Rede, das Gejammer draußen nimmt noch kein Ende, sehen Sie doch hinüber, was dem Soldaten zugestoßen ist?

Die Flüglerin zündete eine zweite Kerze an und sagte:

Beruhigen Sie sich nur, liebe Mamsell, ich wär' ohnedem hinübergegangen, denn Mensch bleibt Mensch und Franzosen sind auch von Fleisch und Blut wie unsereins.

Damit verließ sie, die Kerze in der Hand, das Zimmer.

Draußen angelangt, sagte sie:

Na, wo ist Camerade? — Malade — stark malade? Hat vielleicht zu viel pip pip? Oder zu viel freß? Wo ist braver Kamerad?

Da auf diese Fragen keine Antwort erfolgte, murmelte die Witwe:

Er ist schon fort, hat sich wieder zu seinem Genossen begeben; nun wenn dieser in Wirklichkeit krank ist, so soll ihm beigestanden werden.

Damit ging sie nach der Soldatenstube, deren Fenster sie erleuchtet bemerkte.

Der Leser, welchem die böse Absicht der beiden Marodeure ohnedem bekannt ist, wird in ihrem Verfahren leicht die Kiegslist wahrnehmen, die sie anwendeten, um ihr Vorhaben sicherer und geräuschloser auszuführen.

Euphrosine befand sich kaum eine Minute allein, als die Thüre aufging und einer der Soldaten herein trat.

Bevor sie noch daran dachte, einen Hilferuf auszustoßen, fiel er über sie her und drückte ihr einen Knebel in den Mund.

Die Jungfrau wehrte sich mit Anstrengung und verschwendete alle Kraft, über die sie verfügte, um sich der Gewalt des Rohen zu entwinden; vergebens, die Schläge ihrer unbewaffneten Hand brachten auf den harthäutigen Schurken keine andere Wirkung hervor, als daß sie ihn antrieben, mit der Befestigung des Knebels sich zu beeilen, um dann auch die zarten Arme zur Unthätigkeit zu zwingen, nicht etwa weil sie ihm ein Weh zufügten, sondern damit sie kein Geräusch machen.

Nachdem das arme Mädchen vollkommen gefesselt und am Schreien verhindert war, ließ der Soldat es am Boden

liegen und begann, ohne erst die Ankunft seines Kameraden abzuwarten, die Laden und Schränke zu öffnen und nach der Chatoulle zu suchen.

Von dem Momente des Ueberfalles an waren etwa fünf Minuten verstrichen; der Marodeur in der Vorderwohnung in der vollen Ueberzeugung, sein Genosse werde die Aeltere eben so überwinden wie er die Jüngere, fuhr fort zu suchen, ohne sich um ihn zu kümmern — als plötzlich ein Geräusch im Hofe ihn stutzen und aufhorchen machte.

Gleich darauf hörte er seinen Namen rufen.

Was gab es?

Diese Frage wird sich beantworten, indem wir den Angriff des zweiten Soldaten erzählen.

Frau Rosl, die brennende Kerze in der Hand, trat in die ohnedem beleuchtete Stube, ihr Blick fiel auf die Lagerstätte, sie war leer — eine Ahnung dessen, was die Spitzbuben vorhatten, durchflog ihre Seele und sie wendete sich rasch um.

In dem Momente dieses Umkehrens fühlte sie sich von rückwärts durch einen kräftigen Arm umschlungen und eine andere Hand drückte ihr einen Knebel an den Mund.

Der Flüglerin genügte eine mit ungewöhnlicher Muskelkraft ausgeführte Bewegung sich dem einen Arme des Soldaten zu entreißen, eine eben so rasche Wendung und sie stand, den Leuchter mit der Kerze von sich schleudernd, ihm Aug im Aug gegenüber, aber nur Einen Augenblick lang, denn schon warf sich ihr Gegner auf sie, umfaßte sie und zwar diesmal mit beiden Armen, da er durch den ersten

Angriff erkannte, daß er es mit einer Frau von ungewöhnlicher Körperkraft zu thun habe.

Jede Andere an der Stelle der Flüglerin würde, als sie den Mund frei bekam, nach Hilfe geschrieen haben, sie that es weislich nicht, denn sie wußte, daß jeder Lärm den Feind zu noch größerer Anstrengung anspornen, zur Verzweiflung treiben, und daß am Ende ihr Rufen ihr wenig nützen würde, denn im günstigsten Falle für sie, würden die von einer Uebermacht bedrohten Spitzbuben die Flucht ergreifen, was ihr unerwünscht war, da sie die Feinde besiegen und nicht verjagen wollte.

Sobald ich mit dem Einen fertig bin, dachte sie, kommt der Andere an die Reihe! Sollten sich Beide vereinigen, auch recht, dann nehm' ich es mit Zweien zugleich auf!

Als daher der Marodeur die Witwe umfaßte, augenscheinlich in der Absicht, um sie zu Boden zu werfen, befreite sie bloß ihre Arme und indem sie fast gemüthlich die Worte sprach: „Hoho, mein Student, diese Handgriffe versteh' auch ich!" umschlang auch sie ihren Gegner.

Der Soldat in seiner Offensive fortfahrend, versuchte es, die Witwe bald nach dieser, bald nach jener Seite zu beugen, ungefähr wie der Sturm mit dem Schiffe verfährt, um sie dann nieder zu werfen; aber die Heroine, wie mit Eisenhacken an ihn festgeentert, zwang ihn jede Bewegung mitzumachen, balancirte den elastischen Leib so meisterhaft, daß sie nur fallen konnte, wenn er sich selbst zu Boden warf und sie mit sich niederriß.

Daran dachte jedoch der Franzose nicht.

Als seine Versuche, die Gegnerin nach der Seite zu

werfen, erfolglos blieben, hob er sie urplötzlich in die Höhe, um sie auf eine andere Art niederzuschmettern, allein die Flüglerin hielt sich straff und knickte, als er sie mit dem Boden in Berührung brachte, nicht zusammen, sondern kam wie eine Katze auf die Füße zu stehen.

Während der Soldat sein zweites Manöver mehrere Male rasch nacheinander wiederholte, setzte sie ihm keinen andern Widerstand entgegen, als den passiven der Trägheit der Materie, das heißt, sie that, was man gewöhnlich „sich schwer machen" nennt, um seine Kraft schneller zu erschöpfen. !!

Und in der That, der Marodeur fing bereits an zu keuchen, sein erhitztes Angesicht troff von Schweiß.

Der Ringkampf dauerte unter fortwährender Stille bereits einige Minuten, als die Flüglerin, die eintretende Erschöpfung des Feindes gewahrend, mit einem Male ihre Defensive aufgab und zum Angriffe schritt.

Sie hob den Feind in die Luft und wie eine Boa, die den Tiger umschlingt, preßte sie ihre eisernen Arme in die Weichen des Franzosen, daß er laut aufächzte und seine Hände einen Moment lang schlaff öffnete, diesen einzigen Augenblick benützte die kräftige Frau und schleuderte ihn zu Boden, daß er dröhnend niederfiel.

Doch was die Ueberraschung verschuldete, suchte die flinke Gelenkigkeit des Marodeurs zu verbessern — kaum gefallen, schnellte er vom Boden auf, Willens sich neuerdings auf die Gegnerin zu stürzen, aber schon hatte diese einen bereits früher auf dem Tische bemerkten Säbel ergriffen und attaquirte, da ihr keine Zeit übrig blieb, ihn zu entblößen, den Soldaten mit der Hauwaffe in der Scheide.

Dabei kamen die ersten lauten Worte über ihre Lippen.

„Diable — rief sie — bougre — Hallunk — ladrone — pourpuoi Ueberfall? He, Spitzbube, warum? Wart', setzte sie dann auf gut Wienerisch hinzu, ich werd' Dir Dein Lederzeug anstreichen, daß es noch vierzehn Tage nach der Ewigkeit blau angelaufen sein soll! — Na Franzos, pourpuoi reterir? Hund, Schuft, Lump, fort, hinaus, marsche vous, brigant!"

Die Flüglerin stach, hieb und fuchtelte mit so rasender Schnelle, daß der Marodeur verblüfft, betäubt mit dem Rücken gegen die Thüre zurück zu weichen anfing.

Ein Versuch, der muthigen Frau den Säbel zu entreißen, fiel zu ihrem Vortheile aus, denn sie riß die Waffe an sich, so daß sie nur die blanke Klinge besaß, während er die lederne Scheide in der Hand behielt.

Nun war für den Soldaten Gefahr im Verzuge; obwohl es ihm nicht an Muth gebrach, gab er doch einstweilen jeden Gedanken an Kampf auf, denn er hatte sich bereits überzeugt, daß, um dieses Weib zu bewältigen, seine Mittel nicht ausreichten, er beeilte sich vielmehr, den Rückzug anzutreten, um die Unterstützung seines Kameraden herbeizurufen.

Mit der Scheide, so gut es sich eben thun ließ, die Streiche der Gegnerin abwehrend, gelang es ihm, die Stube zu verlassen.

Die Flüglerin, welche ihm Schritt für Schritt folgte, fühlte kaum die kalte Nachtluft ihr Antlitz umwehen, als sie mit verdoppeltem Eifer auf den Gegner eindrang, worauf dieser mit überlauter Stimme „Jean" zu schreien begann.



Du machst Lärm, Hund, rief Frau Rosl, wart', ich werde Dir sekundiren!

Und nun fing auch sie an zu schreien: „Mörder, Diebe, zu Hilfe, zu Hilfe!"

Das war es, was der Soldat in der Vorderstube gehört hatte und was ihn nach dem Hofe eilen machte.

Als unsere Bekannte die Tritte des Herbeilaufenden vernahm, rief sie:

Aha, jetzt kommen Zwei gegen Eine, jetzt kann es erst recht angehen; Herrgott von Mannheim, verlaß die Rosl nicht!

So lange die Flüglerin nur Einen Feind gegen sich hatte, führte sie die Attaque mit einer gewissen Schonung und bediente sich blos der flachen Klinge, jetzt aber, wo sie Zweien gegenüber stand, nahm alle Rücksicht ein Ende und sie beschloß, scharfe Hiebe zu führen.

Als Jean herbeikam und das rasende Weib mit dem Säbel in der Hand gewahrte, gedachte er in die Stube zu eilen, sich zu bewaffnen und die Amazone von rückwärts anzugreifen; allein diese merkte kaum seine Absicht, als sie ihm durch einen geschickten Seitwärtssprung den Weg vertrat und ihn attaquirte.

Nun machte François den nemlichen Versuch, doch im Nu wiederholte sie ihm gegenüber dasselbe Manövre.

Die Szene war in der That köstlich.

Die Flüglerin glich einer Dogge, die zwei Keuler vor sich hat und beiden verwehren will, ins Gebüsch zu brechen.

Nach mehrmaligen ähnlichen Versuchen der laut fluchenden Soldaten geschah, was die nothwendige Folge war,

die Witwe kam mit dem Rücken gegen die Stubenthüre und vertheidigte deren Eingang.

Jeder der Marodeurs blutete bereits aus einigen leichten Wunden, so oft die Flüglerin Einen traf, rief sie: „Bougre, bitt' Pardon, bitt' Pardon!" worauf die Anderen noch ärger zu fluchen begannen und sich wechselseitig auf die muthige Frau hetzten.

Jetzt drang von der Straße herein Geräusch.

Frau Rosl hörte es kaum, als sie mit einem Organ, das jedem Grenadier zur Ehre gereicht hätte, hinausschrie: „Patrouille herbei, Patrouille herbei!"

Diese glückliche List wirkte.

Die Franzosen verstanden das Wort „Patrouille," glaubten, es stehe wirklich eine Wache vor der Hausthüre und begannen an Flucht zu denken.

Die Flüglerin, ihre List fortsetzend, wiederholte den früheren Ruf mehrere Male, worauf ein starkes Pochen an der Thüre erdröhnte.

Nun nahmen die Marodeurs Reißaus und flohen nach rückwärts gegen die Gartenwand.

Frau Rosl stürzte zur Hausthüre, ließ die Nachbarn herein, mittlerweile waren jedoch die Soldaten durch den Garten entsprungen.

Das kam der Soldatenwitwe unerwartet.

Herrgott von Mannheim, rief sie, wer hätte denken sollen, daß die Schurken ihre ganze Bagage im Stiche lassen würden?

Während die Nachbarn den Garten durchsuchten, eilte Frau Rosl in die Vorderstube, wo sie ihre Schutzbefohlene auf dem Boden liegend und gefesselt fand.

Euphrosine war zwar sehr erschöpft, allein von dem Moment an, wo sie die Stimme der Flüglerin im Hofe vernahm, hegte sie gegründete Hoffnung, daß ihr kein Leid widerfahren werde, und sie täuschte sich nicht.

Die ganze Affaire hatte kaum eine Viertelstunde gedauert, Euphrosine von den Banden befreit, erzählte der Witwe, daß der Soldat, welcher Jean hieß, eifrigst in den Schränken und Kästen herumgesucht habe, ohne indessen etwas zu nehmen.

Das fiel natürlich beiden Frauen auf, allein ihre Lage war wenig geeignet, heute schon darüber nachzudenken.

Frau Rosl dankte den rückkehrenden Nachbarn für ihre freundliche Bereitwilligkeit und nahm das Anerbieten Zweier, den Rest der Nacht in der Soldatenstube zuzubringen, nur auf Euphrosinens Drängen an.

Die Lumpen, sagte sie, werden sich hüten, wieder zu kommen, sie besitzen ja keine Waffen und glauben, es sei wirklich eine Wache ins Haus gekommen. Da indessen die Mamsell darauf besteht, so mögen ins Himmelsnamen zwei von den Herren als Sauvegarde bei uns bleiben.

So geschah es auch.

Der Rest der Nacht verstrich indessen ruhig und ohne weitere Störung.

## Fünftes Kapitel.

### Ein Unglück im „egyptischen Josef.“ — Eine Uebersiedlung.

Am folgenden Tage machte die Flüglerin höheren Ortes die Anzeige von dem nächtlichen Excesse und überlieferte gleichzeitig die von den Soldaten zurückgelassene Bagage.

Die französischen Behörden fanden in dem Riemenzeug die Namen zweier Marodeure eingeschrieben, die bereits seit längerer Zeit in ihren Kompagnien als „vermißt“ verzeichnet waren, und wunderten sich, wie die beiden Subjekte in den Besitz einer Einquartierungskarte gekommen waren, an deren Echtheit sich nichts aussetzen ließ.

Da die Marodeure den Augen der Behörden abermals entschwanden, so versank diese Angelegenheit in der Fluth der täglichen Geschäfte ohne eine weitere Folge, als daß man den Exceß zu Protokoll nahm und die Papiere deponirte, bis der Zufall die Missethäter in die Hände der kriegsrechtlichen Nemesis liefern würde.

Was jedoch die beiden bedroht gewesenen Frauen betraf, so besaßen sie keine Neigung, den nächtlichen Ueberfall gleichfalls ad acta zu legen, sondern konsultirten ernstlich über einzelne verdächtige Umstände, von denen er begleitet war, und begaben sich dann gemeinschaftlich nach dem Neustift, um Frau Radl, Euphrosinens Gönnerin, von der überstandenen Gefahr in Kenntniß zu setzen und ihre Meinung wegen gewisser Bedenklichkeiten einzuholen.

Als sie die Flur des egyptischen Josef betraten, gewahrten sie den Hausmeister, der traurig vor seiner Wohnung stand und ein Antlitz zur Schau trug, so bleich und roth gefleckt, als ob er durch sein ganzes Leben nie reinen Wein, sondern stets Wein mit Gram und Kummer gemischt getrunken hätte.

Da indessen ein nasehängender Hausmeister kein Phänomen ist, so gingen die Frauen an ihm vorüber der Treppe zu, doch sie machten nur wenige Schritte und sie bemerkten die Köchin, vor der Küchenthüre stehend, mit der Schürze sich stille Thränen wischend.

Die Köchin weint, raunte die Flüglerin stehen bleibend Euphrosinen ins Ohr, sie hat vermuthlich schlimme Nachricht aus dem Lager erhalten. Ich möchte doch wissen, was dem Vetter von Vogelsang Infanterie, erstes Bataillon, dritte Kompagnie, zweiter Zug, zugestoßen ist?

Ich weiß nicht, wie es kommt, sprach die Herzogin vom Thury eben so leise, wie ihre Gefährtin, wie so jener Korporal jetzt der Vetter der Köchin ist, während er früher nur ihr Landsmann hieß.

In dieser Weise kommt es gewöhnlich, belehrte die erfahrene Witwe, Soldatenbekanntschaften fangen in der Regel mit dem „Landsmann" an und hören mit dem „Bruder" oder noch näher auf. Ich kenne hier eine Fiakersgattin, deren Mann als ihr Anbeter eine Menge Grade durchmachen mußte. Er war Wachtmeister bei den Stuckknechten und passirte anfangs als Landsmann, dann als weit gelegener Vetter, hierauf als Göth, später als Geschwisterkind, hernach wurde er Stiefbruder, dann echter Bruder, endlich fiel die Maske und der Wachtmeister avancirte zum Vater

eines ferngesunden Jungen, der gleich nach der Geburt ausschlug, wie ein wildes Fohlen, dessen Hufe zum ersten Male beschlagen werden sollen. Später wurde er auch Gatte, der Wachtmeister nemlich.

Nach dieser Erklärung stiegen die Frauen die Treppe vollends hinan, aber siehe da, hier trafen sie einen neuen Gegenstand der Verwunderung.

Die kleine, dicke, rothwangige, stets muntere, quecksilberige Margareth, die sonst unermüdlich umherschoß, und deren Haut so schußfest war, daß alle Donnerwetter der bösesten Herrin an ihr abgeglitten wären, wie Musketenkugeln an dem Panzer eines Krokodills, diese selbe Margareth saß ruhig in einer Ecke, schluchzte, weinte laut, rang verzweifelt die Hände und jammerte, ohne indessen ihrem Gefühle Worte zu borgen.

Hier ist was los, sagte jetzt die Flüglerin laut, der Hausmeister niedergeschlagen, die Köchin weint, die Margareth jammert, es scheint kein partielles, sondern ein allgemeines Unglück zu sein. Heh, Margareth!

Ah, Frau Rosl, Fräulein Euphrosine, grüß Sie Gott!

Was ist hier vorgegangen, Margareth? Ist Frau von Radl vielleicht plötzlich erkrankt?

Die gnädige Frau ist gesund; schluchzte die Magd, aber . . .

Sie vermochte nicht weiter zu sprechen, sondern rang wieder die Hände und jammerte: O Gott, o Gott, o Gott!

Ist vielleicht Gold und Silber gestohlen worden? fragte die Soldatenwitwe besorgt.

Kein Gold, kein Silber, aber . . .

Und die Margareth schluchzte noch heftiger.

Zum Teufel hinein, was ist dann geschehen?

Ein Unglück.

Das muß es wohl sein, sonst gäb' es kein solches Lamentabel; aber was für ein Unglück, das möcht' ich wissen.

Ja, schauen Sie, liebe Frau Rosl, vorgestern, oder eigentlich gestern, es war eben Zeit zur Jause, da . . . o Gott . . . ich kann nicht . . . ich kann's nicht erzählen . . . mir bricht das Herz, wenn ich daran denke . . .

Aber Margareth, sie ist ja ganz außer sich?

Ach, Frau Rosl, es ist schrecklich.

Ja, was ist denn schrecklich?

Daß . . . daß . . . ach, ich bring es nicht über die Zunge.

Vielleicht erfahren wir es von der Hausfrau, sagte die Flüglerin ärgerlich zu ihrer Begleiterin, es ist immer besser, man geht gleich zum Schmieden wie zum Schmiedl. Kommen Sie, Mamsell!

Unsere Bekannten treten in das Gemach der Hausfrau vom egyptischen Josef.

Frau Radl saß in einem Großvaterstuhl, die rechte Hand mit dem Ellenbogen auf die Seitenlehne gestützt, die Stirne in der hohlen Hand ruhend.

Ihre sorgenvolle Miene, ihr schwermüthiger Blick, die kummerschwangere Stirne zeugten, daß sie von der Hand des Schicksals getroffen war.

Als sie der Frauen vom Thury ansichtig wurde, nickte sie ihnen freundlich wehleidig zu und sprach mit einer Stimme, die ihrem gramerfüllten Aeußeren entsprach:

Grüß Sie Gott! Es freut mich, daß Sie sich bei mir

sehen lassen, nehmen Sie Platz, thun Sie, als ob Sie zu Hause wären.

Die Flüglerin ließ sich nieder, Euphrosine eilte zur Hausfrau, ergriff ihre Hand, bedeckte sie mit Küssen und sprach:

Madame, Sie sehen mich bestürzt, ob der Trauer, die in Ihr Haus eingekehrt ist. Was ist geschehen? Die Margareth spricht von einem Unglück, theilen Sie mir es mit, beseelt von dem heiligen Gefühle der Dankbarkeit, will ich Alles thun, um Ihren Schmerz zu lindern.

Ich danke Ihnen, meine Liebe, entgegnete die reiche Viktorl in der früheren Weise, ich weiß, Sie besitzen ein gutes Herz und sind ein pünktliches Mädchen. Nehmen Sie sich an mir ein Beispiel, wie selbst aller Reichthum der Welt nicht zu ersetzen vermag, wenn man verliert, was einem lieb und theuer ist.

Das ist wahr, nahm jetzt die Flüglerin das Wort, der Reichthum ist der Zucker des Lebens, er versüßt es, wenn man sich aber sättigen will, muß man Kaffee, Milch und Brot dazu haben. Auch ich bedauere Sie, Madame, obwohl mir leider noch nicht bekannt ist, welch einen Verlust Sie eigentlich erlitten haben?

Statt eine Antwort zu geben, rief Frau Radl: „M a r g a r e t h!“ aber sie schmetterte heute den Namen nicht lerchenselig in die Lüfte hinaus, sondern rief ihn mit dumpfer Stimme, mit einer Stimme, der das Schicksal eine Sourdine*) aufgesetzt hatte.

Befehlen Euer Gnaden?

Und wie die Herrin so die Magd.

---

*) Der Dämpfer bei Tonwerkzeugen.

Auch bei Margareth war die Geschwindigkeit des Leibes zwar noch dieselbe, aber der Schwung der Seele war gelähmt, die Elastizität ihres dienstfertigen Geistes gehemmt.

Margareth stürzte wie immer in das Gemach, aber sie weinte dabei. Sie sprach wie jederzeit:

„Befehlen Euer Gnaden!" aber sie that es in einer Weise, als jammerte sie die Worte: „O Gott', welch ein Unglück!"

Margareth, sprach die Gebieterin, die Frauen möchten das Unglück unseres Hauses kennen lernen. Die Margareth ist nicht so nahe dabei betheiliget wie ich, erzähle Sie es!

Ach, Euer Gnaden, jammerte, die Magd, ich kann nicht, mir bricht das Herz dabei.

Die Margareth ist eine starke Person, erzähl' Sie nur, ich will es!

Gestern Nachmittags, begann die Magd, zu den Frauen vom Thury gekehrt, ihre von Schluchzen und Weinen oft unterbrochene Mittheilung, es war eben Zeit zur Jause, da befahl mir die gnädige Frau, der Köchin zu sagen, sie soll auf „Es" nicht vergessen. Die Köchin natürlich schüttet die Milch in die Schale und stellt sie auf dem Herd. Wir Alle gehen zur Jause, die Milch auf den Herd steht noch immer und keine Seele kommt sie zu trinken. Da geht die Köchin hinaus und ruft, dann lauf ich hinaus und schrei, dann kommt der Josef, endlich die gute gnädige Frau selbst, wir rufen einzeln, dann zu Zweien, zu Dreien und endlich alle Vier auf einmal, aber „Es" kommt nicht.

Margareth! unterbrach die Hausfrau im strafenden Tone die Sheherazade vom Neustift, warum spricht Sie denn immer „Es"?

Ach, Euer Gnaden, rief die Magd noch heftiger weinend, ich kann den Namen nicht aussprechen, er drückt mir das Herz ab.

Ich will aber, daß Sie den Namen ausspreche, herrschte ihr die Hausfrau gebieterisch zu, ich will nicht, daß Sie von dem armen Muzerl in der dritten Person spreche, ich wills nicht, hat Sie mich verstanden?

Und die Magd erwiederte:

Ja, Euer Gnaden, ich habe Sie verstanden, ich verstehe Sie immer, wenn Sie es nur befehlen.

Und zu den Frauen vom Thury gewendet, fuhr sie fort:

Wir haben also alle Vier, auf einmal „Muzerl" gerufen, wer aber nicht zum Vorschein gekommen ist, war das Muzerl. Der Josef war derjenige, der es — das heißt das Muzerl — zuletzt über die Planke klettern sah, von wo es nicht mehr wieder zurückgekehrt ist. Sucht in den Nachbarhäusern! befahl die gnädige Frau; die Köchiu lief zum „steinernen Kindl," der Hausmeister zur „Arche Noe," und ich zur „Jakobsleiter," aber das Muzerl war nirgends zu finden, man wollte es auch nirgends gesehen haben. Der Nachmittag vergeht, es fing an dunkel zu werden, jede Viertelstunde lief Eines oder das Andere von uns in den Hof und rief „Muzerl!" Alles umsonst, das Muzerl kam nicht; wir mußten zu Bette gehen, und die Milch stand noch immer auf dem Herd, es war eine traurige Nacht! Heute zeitlich in der Früh fingen wir wieder zu suchen an, die gnädige Frau sagte: „Heute wird wie an einem Fasttag nicht gekocht und nicht gekehrt, sucht mir das Muzerl, wer es findet, bekommt fünfzig Gulden Bankozettel!" wir

haben den Vormittag hindurch gesucht, aber nichts gefunden. Endlich um die Mittagszeit, wie ich und der Josef mit dem Speisekorb ins Gasthaus gingen, um das Mittagsmal zu holen, enthüllte sich das traurige Geheimniß des Verschwindens. In der rückwärtigen Gasse waren französische Soldaten einquartirt. Zwei davon — bei der Jakobsleiter — haben das Muzerl im Garten ersehen, gefangen, und in einen Sack gesteckt. Zwei Stunden darauf — hier fing Margareth zu heulen an — war das Muzerl gebraten und gespeist!

Die Kannibalen! rief Frau Radl mit schmerzlicher Entrüstung, wären sie zu mir gekommen, ich hätte ihnen zwanzig Gulden auf Bratwürst' gegeben, und mein armes Muzerl lebte noch.

Und was thaten sie noch? klagte Margareth, sie haben es sogar gespickt, wie einen Hasen, haben das arme Muzerl mit Pfeffer und Salz eingerieben.

O, diese Franzosen, ich werde an sie denken, so lange ich lebe.

Ach, Euer Gnaden, es waren ja Italiener.

Alles Eins, das sind die traurigen Folgen des Krieges.

Und nicht genug, rief die Magd als Supplement, daß sie das arme Thier gebraten und gespeist haben, sie nahmen sogar sein Fell mit sich und jetzt ist es sicher schon in Stockerau, wenn nicht gar in Hollabrunn!

O, dieser Franzosenkrieg — dieser Franzosenkrieg!

Die Flüglerin und Euphrosine hüteten sich, das tragische Ende des Muzerls komisch zu finden, sondern gaben sich Mühe, die Hausfrau wegen des erlittenen Verlustes zu trösten.

Frau Radl zollte der aufrichtigen Theilnahme ihren Dank und verschaffte ihrem Herzen Erleichterung, indem sie sich über die guten Eigenschaften des verspeisten Lieblings seines Breitern ausließ, was die Uebrigen mit großer Salbung anhörten, bis endlich der Flüglerin der Katzenjammer — in der eigentlichen Bedeutung des Wortes — zu viel wurde und sie eine schickliche Gelegenheit ergriff, von dem Unglücke, welches im „egyptischen Josef" vorfiel, auf jenes bei „den vierzehn Nothhelfern" hinüberzuspielen, und vom Neustift auf den Thury zu übersetzen.

Zum Lobe der Hausfrau sei es gesagt, daß die Angelegenheit der Jungfrau sie ihren eigenen Kummer vergessen ließ. Sie folgte der Erzählung der Soldatenwitwe mit athemloser Spannung und bewunderte ihr muthiges Benehmen.

Frau Flüglerin, rief sie am Ende der Darstellung, ich habe bisher große Stücke auf Sie gebaut, Sie haben indessen noch mehr geleistet, als ich erwartete. Und Sie, Mamsell, war meine Vorsicht, Ihnen die Schützerin zur Seite zu stellen, überflüssig? Was ist's mit Ihrem guten Gewissen, hat es im Kampfe mit dem Marodeur Ihren Arm gestählt? O, Ihr jungen Leute, wollt mit Euern Redensarten immer hoch hinaus, und wenn dann die Wirklichkeit kommt, straft sie Euch Lügen und die Erkenntniß kommt stets hintenher, wenn das Rind aus dem Stall ist, wird die Thüre zugemacht, bevor das . . . Margareth!

Befehlen Euer Gnaden?

Warum weint Sie denn noch immer?

Ach, Euer Gnaden, die Milch steht noch immer auf dem Herd . . . und ich . . .

Von diesem Augenblick an wird die Margareth nicht mehr weinen, ich will es, verstanden, oder mit meiner Freundschaft ist's aus. Was macht die Köchin?

Euer Gnaden, stammelte die Magd, die Köchin.... die Köchin...

Heraus mit der Wahrheit!

Sie schreibt einen Brief!

Schon wieder? Wird denn diese tägliche Korrespondenz mit dem Vetter in Mähren kein Ende nehmen? Muß ich denn in Einemfort übergegangene Milch, übergelaufene Suppe, angebrannte Gemüse und halbrohe Braten verzehren? Sag' Sie der Köchin, ich will nicht, daß sie täglich einen Brief fortsende...

Euer Gnaden, sie schickt nur alle acht Tage einen Brief fort.

Weil sie sehr langsam und sehr viel schreibt. Auch ist sie eine sehr reinliche Person und zerreißt jeden Brief, wenn ein Dintenfleck auf's Papier fällt.

Kurz und gut, sag' Sie der Köchin, diese tägliche Schreiberei an Vogelsang Infanterie, erstes Bataillon, dritte Kompagnie, zweiter Zug, muß ein Ende nehmen, von heute an darf nur Sonntag Nachmittags Brief geschrieben werden, damit sie aber in den kurzen Wintertagen zu Stande komme, soll sie den armen Studenten, der nebenan wohnt, zu Hilfe nehmen und ihm dafür dreißig Kreuzer zahlen, welche sie mir anrechnen darf. Ich befehle ausdrücklich, daß der Student bezahlt werde und nicht etwa aus Gefälligkeit herüberkomme und dafür von der Köchin andere Gefälligkeiten beanspruche. Verstanden? Halt, wohin rennt Sie denn schon wieder?

Ich sag' Ihr's, Margareth, trau Sie mir nicht, die Angelegenheit mit der Köchin war ja nur die Nebensache, jetzt erst kommt die Hauptsache. Die zwei Fremdenzimmer werden gelüftet und geheizt, die leeren Kammern unten werden aufgemacht und gescheuert, in Einer Stunde muß Alles fix und fertig sein. Der Josef soll zum Lohnkutscher, es wird augenblicklich ein großer Bagagewagen angespannt und vor mein Thor gestellt, in dreißig Minuten muß der Josef und der Wagen da sein. Jetzt kann Sie gehen.

Die Magd rannte hinaus.

Frau Rosl und Euphrosine horchten hoch auf ob der Anordnungen der Hausfrau; diese aber wendete sich jetzt zu ihnen und sagte: So, meine Lieben, jetzt sprechen wir weiter, damit wir an dem Endpunkte anlangen, den ich voraussehe und für den ich bereits vorgekehrt.

Meiner Treu! rief die Flüglerin lächelnd, wenn ich nicht irre, so werden wir uns dießmal in unseren Ansichten begegnen.

Meinen Sie?

Ich und die Mamsell haben bereits die Sache erwogen...

Und ich, unterbrach Frau Nadl die Rede, habe gar nichts erwogen, sondern spreche einfach und bestimmt: „Nach dem, was in der letzten Nacht im Hause zu den vierzehn Nothhelfern am Thury vorfiel, in Anbetracht der dortigen Ereignisse vor dem Einmarsche der Franzosen und der gegenwärtigen gefährlichen Zeitverhältnisse, darf die Mamsell keine Nacht mehr in dem besagten Hause zubringen, sondern selbe wird sammt der Flüg-

lerin zu ihrer eigenen Sicherheit und zu meiner Zerstreuung von der mir widerfahrenen Kränkung in mein Haus übersiedeln und ihre Wäsche und werthvollere Einrichtung noch heute herüber schaffen lassen. So spreche ich, und so muß es geschehen."

In diesem Momente hörte man einen Fall, gleichzeitig das Klirren und Zerschellen auf den Boden fallender Gläser.

Was hat diese Person wieder zerbrochen? rief Frau Radl erzürnt, Margareth!

Befehlen Euer Gnaden?

Was hat Sie schon wieder angerichtet?

Euer Gnaden, ich bitt, ich bin gefallen.

Hat zerbrochen?

Nur zwei Gläser und eine Flasche.

Noch einmal etwas zerschlagen und meine Freundschaft hat ein Ende.

Zu den Anderen gewendet: Nun, Frau Flüglerin, begegnen wir uns in den Ansichten?

Ja, Madame! Unserer Meinung nach, rührt der Ueberfall in der verflossenen Nacht von dem früheren Feinde her.

So ist's, der schlechte Mensch setzt seine Verfolgungen fort und jeder mißlungene Anschlag wird ihn nur zu neuer Thätigkeit anspornen. Um ihm entgegen zu wirken, darf die Mamsell nicht mehr allein wohnen bleiben, sondern wird zu mir übersiedeln, wo sie gut aufgehoben ist. Punktum satis, dabei bleibt es.

Und es blieb auch dabei.

Das Haus zu den vierzehn Nothhelfern wurde einer armen Familie zur Benützung überlassen und die Herzogin vom Thury verblieb am Neustift.

## Sechstes Kapitel.

**Tascher wird gekränkt — die geheimnißvolle Sänfte — neue Kränkung — neuer Unfall.**

Gerüchte verdienen jederzeit blos deßhalb Berücksichtigung, weil sie die Stimmung des Tages erkennen lassen.

In der Nacht vom 16. auf den 17. November wurden die Russen bei Hollabrunn geschlagen und am letzteren Tage verbreitete sich in ganz Wien die entgegengesetzte Nachricht, es hieß sogar, die Franzosen werden von den Russen über die Taborbrücke herein verfolgt.

Da gerade Sonntag und heiteres Wetter war und eine Menge Leute die Straßen durchwogten, sammelten sich zahlreiche Haufen, erlaubten sich laute Aeußerungen gegen die ungebetenen Gäste, hie und da fielen sogar Mißhandlungen vor, und wohin man horchte, hörte man die Worte: „Die Russen kommen!"

In Folge dieser bedenklichen Bewegung wurde die Garnison allarmirt und der unermüdliche Graf Wrbna, von Bürgerwachen unterstützt, hatte Mühe, die aufgeregten Gruppen zu besänftigen und zu zerstreuen.

Eine sogleich erlassene Kundmachung berichtigte die falschen Angaben und warnte vor dem Verbreiten solcher Gerüchte.

Von diesem Tage an bezogen französische Soldaten

die Wachen an den Stadtthoren, und bei ausbrechenden Feuersbrünsten durfte, um die Garnison nicht zu allarmiren, keinerlei Signal gegeben werden.

Ein am 19. affigirtes Bülletin meldete, wie jetzt immer in französischer und deutscher Sprache, daß Prinz Murat in Brünn eingerückt sei und Kaiser Napoleon sein Hauptquartier nach Prolitz verlegt habe. Der deutsche Kaiser befinde sich in Olmütz, von wo die Vorposten der französischen Armee nur Einen Tagmarsch entfernt stünden.

Am 20. ließen die Wiener wieder den Prinzen Murat von den Russen gefangen nehmen — am 21. begannen die Franzosen das kaiserliche Zeughaus auszuleeren.

Am 24. — abermals ein Sonntag — passirte die Bürger-Miliz vor dem General-Gouverneur die Revue, worauf in der Hofburg-Kapelle feierlicher Gottesdienst abgehalten wurde. Die Wiener bekamen ein Bulletin zu lesen, daß der rechte Flügel der französischen Armee an das adriatische Meer und der linke an Böhmen und die Festung Brünn gelehnt sei, ohne daß sie von irgend einer Seite bedroht werde.

Von Tag zu Tag werden Häuflein von Kriegsgefangenen und Haufen von Blessirten eingebracht.

So verstrich ein Tag um den andern und jeder brachte was Neues, aber keiner was Angenehmes.

Im egyptischen Josef am Neustift, dessen Einwohnerzahl sich um zwei Personen vermehrt hatte, herrschte Eintracht und Thätigkeit.

Frau Radl kommandirte und vertheilte die Arbeit

mit einer Umsicht und Sachkenntniß, die ihr großes Verständniß im Hauswesen kund gab. Sie war eine echte deutsche Wirthin im Sinne der alten Zeit, die nebst vielem Bösen auch manches Gute mit sich brachte.

Die Uebersiedlung Euphrosinens kam besonders Herrn Tascher erwünscht; er brauchte jetzt nicht mehr nach zwei entlegenen Vorstädten zu watscheln, sondern klappte zwei Fliegen mit Einem Schlage, machte zwei Besuche mit Einem Gange.

Die Hausfrau empfing den Vetter Bonaparte's freundlich wie immer, wenn jedoch auf Napoleon die Rede kam, vergällte eine früher sorgfältig verwahrte Bitterkeit ihre Rede; seitdem Franzosen ihr Muzerl gespeist hatten, ließ sie ihren Gefühlen über den Kaiser freien Lauf, worüber der Ex-Gastwirth sich nicht wenig ärgerte.

Eines Tages als Herr Lorenz im egyptischen Josef zu Besuch erschien, und eine Menge Details aus dem Lager der Franzosen erzählte, sagte die Hausfrau zu ihm: Sie würden mir eine große Freude bereiten, wenn Sie eben so viel aus dem Lager unserer Leute zu erzählen wüßten.

Tascher fühlte den Stich und erwiederte: Man erzählt immer das, was man hört oder liest.

Und Sie sind ein Freund der bonopartistischen Lügen?

Frau Radl, Sie sind ungerecht; die französischen Bülletins sind nicht immer wahr, das geb' ich zu, allein „Er" lügt nie!

O, o; was Sie da sagen! Ist das französische

Kaiserthum vielleicht auf dem Grunde der Wahrheit aufgebaut?

Madame, Sie fragen wie eine Republikanerin. Denken Sie an die Gräuel des Convents!

Bah, damals herrschte in Frankreich die Tyrannei Aller, jetzt der Despotismus eines Einzelnen, wo ist da ein Unterschied?

Der Unterschied besteht darin, daß dieser Einzelne mehr Genie hat, wie alle Anderen zusammen genommen.

Der Herzog von Enghien wurde füsilirt? findet die That vielleicht mehr Entschuldigung, weil ein Genie ihn erschießen ließ?

Herr Lorenz wurde feuerroth, die Erwähnung des unglücklichen Prinzen jagte ihm stets das Blut in's Antlitz.

Frau Radl, in deren Absicht es nicht lag, ihn zu erzürnen, rief: „Margareth!“ und befahl der Magd Holz in den Ofen zu legen.

Wie gefällt Ihnen diese Arbeit, Herr Tascher? fragte Euphrosine den Vetter des Kaisers, um ihn den früheren Gesprächsstoff vergessen zu machen.

Herr Lorenz murmelte: „Hübsch, sehr hübsch!“ erhob sich vom Sitz und sagte pathetisch: Man hat mich heute hier tief gekränkt, aber ich folge „Seinem“ Beispiele und bin bestrebt, die Herzen auch Derjenigen zu gewinnen, die anderer Meinung sind wie ich, und daß Frau von Radl ein Herz, ein gutes Herz besitzt, wer von uns wollte das bezweifeln?

Bravo, Herr Lorenz, rief die Flüglerin, so gefallen Sie mir, so redet ein echter Wiener —

Und ein Tascher! ergänzte der einstige Gastwirth, grüßte vornehm freundlich und verließ mit Anstand das Gemach.

Wie gefällt Ihnen unser Patron? fragte die Hausfrau lächelnd.

Frau Rosl erwiederte: als Mann gefällt er mir nicht; als Vetter Banaparte's noch weniger; als Mensch dagegen ist er zum Mitnehmen!

Dieses Urtheil der Witwe erregte Heiterkeit und Frau Radl rief: Von nun an wollen wir in ihm nur den Menschen empfangen! . . . .

Am 27. November — es war ein Mittwoch — machte ein Ereigniß in vielen Kreisen der Residenz viel von sich sprechen und setzte auch Herrn Tascher in Athem.

In der vorhergehenden Nacht um die elfte Stunde langte ein geheimnißvoller Reisezug in der Hofburg an.

Er bestand aus zwei sechsspännigen Wagen und einer Sänfte, die mit Wachsleinwand sorgfältig überdeckt und von Maulthieren getragen wurde.

Acht Gardegrenadiers dienten dem Zuge zur Eskorte.

In der Burg angelangt wurde die Sänfte, ohne daß Jemand von der österreichisch-kaiserlichen Hausdienerschaft sehen konnte, wer sich darin befinde, von Franzosen in das Schlafgemach des verewigten Kaisers Josef getragen und dort abgesetzt.

Doppelte Gardewachen sorgten dafür, daß kein Unberufener sich dem Gemache nur nähere, viel weniger es gar betrete. Die Vorsicht ging so weit, daß die Burghausknechte das Holz zur Beheizung wohl zu tragen, jedoch das Heizen selbst von französisch-kaiserlichen Domestiquen geschehen mußte.



Die ungewöhnliche Sorgfalt, welche der geheimnißvollen Sänfte gewidmet wurde, reizte die Neugierde Derjenigen, die davon Kunde bekamen, auf's Höchste, daß sich Herr Tascher unter dieser Zahl befand, brauchen wir nicht erst zu erwähnen.

Da er der Rückkehr Napoleons lechzend entgegensah, hatte er sich mit einem Burghausknechte verständiget, der ihm seine Dienste zusagte, und zu diesem Hausknechte wallfahrte er von Tag zu Tag wie der Türke nach Mekka.

Am 27. Vormittags gelangte nun Herr Lorenz zur Kenntniß des geheimnißvollen Gastes im Schlafzimmer Kaiser Josef's, und von diesem Augenblicke an umschwärmte er die Burg wie die Biene den Blumenstock und summte, surrte und lauschte.

So wie die Meisten, die von dem Geheimnisse Kunde erhielten, huldigte auch Tascher der Meinung, die Sänfte habe einem schwer Erkrankten und zwar einem Verwundeten von höchster Distinktion zum Transporte gedient.

Einige riethen auf den Prinzen Murat, Andere auf einen Marschall — wobei man besonders Duroc nannte — und wieder Andere auf Napoleon selbst.

Zu den Letzteren gehörte der Vetter des Kaisers, in dessen Gehirn die Geschichten von jenen Sultanen und Kriegsfürsten spukten, deren Krankheit man den Soldaten, um sie nicht zu entmuthigen, verheimlichte — daher rührte seine Unruhe, daher sein peinliches Spähen und Lauern während des ganzen Tages.

Seit lange hatte der Mann mit der ausgezeichneten Stellung keinen so bewegten, unruhigen Tag verlebt und

als die Nacht hereinbrach, war er um viele als Trinkgelder verschwendete Gulden ärmer und um keine Haarbreite dem Geheimnisse näher. Er wußte jetzt gerade so viel wie am Morgen.

Trostlos war er schon im Begriffe, sich nach Hause zu begeben, als auf einmal ein Hin- und Herrennen in dem Kontrollorgang seine Aufmerksamkeit erregte.

Unten im Hofe erschienen angeschirrte Maulthiere, die geheimnißvolle Sänfte ward herabgebracht, den Tragthieren aufgeladen, Gardegrenadiere bildeten abermals die Eskorte und fort ging es hinaus gegen die Mariahilfer Vorstadt, über die gleichnamige Linie hinweg gegen Schönbrunn.

Die Bewegung war zum großen Entzücken des Herrn Lorenz eine so gemäßigte, daß er ihr mit einiger Anstrengung folgen konnte.

Wie weit Herr Lorenz dieser Sänfte gefolgt wäre, wenn sie zufällig ihren Weg über Linz nach Baiern genommen hätte, wissen wir nicht, zu seinem Glücke jedoch geschah dies nicht, sie wurde einfach nach Schönbrunn und dort mit wo möglich größeren Vorsichtsmaßregeln untergebracht. Alle Treppen, Schloß- und Garteneingänge wurden mit Wachen besetzt und Niemand erhielt Kunde von dem Inhalte der Sänfte.

Tascher, sich und seine Neugierde auf den nächsten Tag vertröstend, eilte nach Wien zurück und kehrte am Neustift bei Frau Radl ein, um ihr die merkwürdige Neuigkeit mit der geheimnißvollen Sänfte zu hinterbringen.

Die drei Frauen saßen gerade beim Abendmahle und Margareth wartete auf.

Der Vetter des Kaisers wurde sogleich zur Theilnahme

eingeladen und sträubte sich nicht, denn die Bitterkeit der hier jüngst gehabten Scene war bei ihm bereits ganz verschwunden.

So wie alles Geheimnißvolle, erregte auch die Geschichte von der sorgfältig bedeckten Sänfte bei den Frauen das größte Interesse, man rieth hin und her, wer sich darin befinden könne? und die Flüglerin blieb starr und unbeweglich bei ihrer Ansicht, es müsse ein Frauenzimmer sein!

Unser Mann entsetzte sich über die blasphemirende Ansicht:

Ein Frauenzimmer! rief er, nicht möglich, wohin denken Sie, Frau Rosl, „Er" und ein Frauenzimmer! Was für ein Frauenzimmer könnte das sein?

Vermuthlich ein Weibliches!

Frau Flüglerin, Sie scherzen in Sachen der Ehre, als ehemaliger Soldat sollten Sie das nicht thun.

Wo ist hier die Ehre im Spiele?

Sie verdächtigen „Ihn," als ob „Er" ein Frauenzimmer . . . o, es ist nicht möglich! Ein Genie wie „Er" . . .

Im Punkte der Liebe, unterbrach ihn die Flüglerin, gibt es keine Genie's, sondern nur Menschen.

„Er", ein Held!

In der Liebe gibt es auch keine Helden, sondern nur schwache Sterbliche.

Um Gotteswillen, bedenken Sie doch, was Sie sprechen, „Er" ist ja der Gatte meiner Cousine, die ganze Welt weiß, mit welcher Liebe „Er" an Josefine hängt . . .

Die Liebe zur Gattin macht die Liebe zu einem anderen Weibe nicht unmöglich.

Das ist nicht wahr, wirklich lieben kann man nur Eine!

Sie sind im Irrthume; ich habe einen Ober-Mineur gekannt, der hat viele Jahre hindurch Drei auf einmal geliebt, wirklich geliebt!

„Er" und ein Ober-Mineur! Oh, schweigen Sie!

Warum denn? Weil er jetzt Kaiser ist? Vor zehn Jahren war er auch noch ein armer Artillerie-Lieutenant und ein solcher steht nur um Einen Grad höher wie ein Ober-Mineur. Kurz und gut, Herr Tascher, Sie mögen als Politikus Ihre großen Verdienste haben, was aber Militärgegenstände und Liebessachen anbelangt, davon weiß ich mehr zu erzählen, ich sage Ihnen, nur Derjenige kann über Liebe ein Wort mitreden, der im Militär gedient hat, denn ohne Liebe und ohne Kommisbrot kann kein Soldat leben!

Frau Radl besorgt, die Flüglerin möchte auf dem Terrain Amors in Sümpfe und Untiefen sich verwirren, suchte das Gespräch wieder auf die gefahrlose Poststraße zu lenken und sagte:

Ohne sonst die Ansichten des Herrn Tascher blindlings zu unterschreiben, pflichte ich ihm heute doch bei und meine, daß sich in der räthselhaften Sänfte kein Frauenzimmer befindet. Der Bonapart braucht für so kleinliche Zwecke kein so großes Aufsehen, wie das mit der Sänfte, zu erregen, er hat Adjutanten genug, deren er sich in solchen Fällen als spanische Wände bedienen kann; übrigens wird hoffentlich das Geheimniß nicht fortwährend verhüllt bleiben, und wie gewöhnlich, wird vielleicht auch dieses Mal die Wahrheit auf keiner Seite liegen.

Mir ist's am Ende einerlei, wer oder was sich in der Sänfte befindet, versetzte die Flüglerin, aber ich hätte Herrn Tascher nicht für einen Ofen gehalten, der so schnell zum Kochen kommt!

Leute in meiner Stellung kochen nicht, versetzte der ehemalige Gastgeber mit Würde . . .

Herr Tascher, trinken Sie doch!

Ich danke, geehrte Frau von Radl, seitdem ich mir den Chambertin angewöhnt habe, sagen mir unsere Gebirgsweine nicht mehr zu.

Chambertin, was ist das, Chambertin?

Chambertin ist der einzige Wein, den „Er" genießt. Es ist rother Burgunder, der vier Jahre alt werden muß, bis er seine ausgezeichnete Blume zu entwickeln anfängt. Er ist einer der besten Weine der Welt und würdig, das Lieblingsgetränk einer ausgezeichneten Familie zu sein, wie die unsere ist.

Sie mögen sagen, was Sie wollen, entgegnete die Flüglerin, mir ist der Grinziger doch lieber!

Herr Lorenz lächelte mitleidig und erwiederte: Ich bewundere Ihren Patriotismus. Ich bin zwar auch ein Patriot, allein mein Geschmack wird sich nie so stark beherrschen lassen, um Grinzinger dem Chambertin vorzuziehen.

Wenn Ihnen der Wein nicht zusagt, meinte die Hausfrau, verschmähen Sie mindestens meine Küche nicht.

Tascher zog seine Uhr mit dem Gehäuse von Schildkrötehorn, sah nach den Zeigern und sagte: Ich sitze bereits eilf Minuten beim Souper, das ist um Eine Minute zu viel; sogar mein Diner dauert neuerer Zeit nie länger als fünfzehn Minuten, ich folge hierin einem hohen Muster.

Die Zeit ist das Kostbarste, was der Mensch hienieden besitzt, mit ihr muß man geizen, sonst mit nichts! sagt „Er.“

Merkwürdig, rief die Flüglerin, wir hatten bei unserer Regimentsmusik einen Hautboisten, der blies dasselbe Lied, aber auf der Klarinette; wie er uns erzählte, hatte er das Stückchen von einem Spatzen auf dem Dache gelernt.

Tascher wurde glühroth vor Aerger, erhob sich vom Sitze und sprach: Meine Stellung und mein ritterlicher Sinn erlauben mir nicht, mich mit dem schwachen Geschlechte in einen Kampf einzulassen, selbst dann nicht, wenn es mich dazu herausfordert. Ich empfehle micht allerseits.

Leute in meiner Stellung kochen nicht! wiederholte jetzt die Flüglerin die frühere Aeußerung Taschers im parodistischen Tone.

Herr Lorenz sah sie an und wurde verlegen — die drei Frauen lachten und der Vetter Bonaparte's, die Schlinge, in welche er geplumpst war, wahrnehmend, lachte mit und nahm wieder seinen Platz ein.

Ich bitte Sie, meine Damen, warum beliebt es Ihnen, mich so oft zu ärgern?

Es geschieht zu Ihrem Besten.

Wie so zu meinem Besten?

Wenn man Leuten Ihresgleichen nicht manchmal einen Schröpfkopf aufsetzt, überschnappen sie und wir Alle lieben Sie als Menschen zu sehr, um solch ein trauriges Los von Ihnen nicht abzuwenden.

Margareth! fuhr die Hausfrau auf einmal empor.

Schaffen Euer Gnaden?

Was ist das für ein Lärm unten?

Die Magd schoß hinab.

Im Gemache tiefe Stille — eifriges Horchen.

Sonderbarer Weise bemächtigte sich aller Anwesenden gleichzeitig eine unerklärbare Angst.

Euer Gnaden! keuchte die hereinstürzende Margareth.

Was gibt es?

Soldaten sind im Haus.

Ah, ich bekomme Einquartierung.

Frau Radl irrte sich, es war keine Einquartierung.

Ein Unteroffizier und zwei Mann von der neuerrichteten Gensd'armerie treten in das Zimmer. Die Gesichter der letzteren, ganz mit Bärten bedeckt, zeigten nichts als funkelnde Augen.

Mademoiselle Euphrosine Wildau! ließ der Unteroffizier sich vernehmen.

Ich bin es, mein Herr!

Ich arretire Sie im Namen des Kaisers.

Die Hausfrau erblich — Frau Rosl's Augen blitzten — die Herzogin vom Thury sah bald die Gensd'armen bald die Andern fragend an, Tascher fixirte den Unteroffizier.

Die Bewaffneten ergriffen Euphrosine und zogen sie fast mit Gewalt mit sich fort.

Die reiche Viktorl wagte eine bescheidene Einwendung, der Unteroffizier rief: „Keinen Widerspruch, was ich thue, geschieht im Namen des Kaisers!" und folgte den Seinen.

Der Teufel soll mich holen, rief jetzt Herr Lorenz, wenn dieser Gensd'armerie-Unteroffizier nicht jener Fremde mit dem fuchsigen Haare ist, der sich bei mir vor einigen Tagen nach den Bekanntschaften des Herrn Demeter erkundigt hat.

Kaum erhörte die Flüglerin diese Aeußerung, so rief sie: Madame Radl, geben sie mir schnell Geld. —

Hier meine Brieftasche. —

Einen warmen Frauenmantel. —

Dort der Mantel.

So, Madame, leben Sie wohl, Sie sollen bald von mir hören!

Und fort war sie.

Alles das ging so blitzschnell vor sich, daß die reiche Viktorl nicht wußte, ob sie wache oder träume?

Bevor sie sich's versah, saß sie mit dem Vetter des Kaisers allein am Tische.

Lautlose Stille.

Von unten herauf drang das Rasseln eines davonfahrenden Wagens.

Die Hausfrau sprang an's Fenster, riß es auf und sah im Nachtdunkel die Umrisse einer dahin eilenden geschlossenen Kalesche.

Mein Gott, jammerte Sie, man führt das Mädchen unter Bedeckung in einem Wagen fort.

Seien Sie außer Sorge, Madame, ich werde meine Schritte machen! sagte Tascher.

Aber wohin ist die Flüglerin gekommen? Ich sehe sie nicht!

Die Hausfrau strengte sich an, die Finsterniß mit ihren Blicken zu durchdringen, umsonst, die Soldatenwitwe war nicht mehr sichtbar.

---

## Siebentes Kapitel.

### Der Marquis von Paris und die Herzogin vom Thury.

Wir verlassen auf einige Zeit die Metropole unseres Vaterlandes.

Ein siegreicher Feind spielt darin den Herrn und Gebieter, legt sich gierig und ausgehungert an die Brust, saugt sich voll mit nährender Milch und wenn diese versiegt, mit unserem Blute.

Fliehen wir die Scenen der Bedrückung, der Willkür im Großen, da der Faden der Erzählung uns ohnedem aus den Mauern Wiens zwingt; wenn die Nothwendigkeit es erheischen wird, kehren wir dahin zurück.

Doch wohin wenden wir uns? fragt der Leser.

Der Bescheid ist nicht schwer, wir folgen der Spur jenes Wagens, der die Herzogin vom Thury unter Bedeckung der Gensd'armerie dem Hause ihrer Wohlthäterin entführt.

Und wohin leitet uns jene Spur?

Fragt nicht, zähmt Eure Neugierde, Ihr werdet es zeitlich genug erfahren!

Die Scenen des erschütternden Drama's sollen sich vor Eueren Blicken abspielen, Ihr werdet die Gewalt, das Verderben und den Tod schauen.

Arme Euphrosine, deiner harren Pein, Qual und Ent=

setzen, wirst du die Kraft besitzen, was dir bevorsteht, zu ertragen, oder wirst du unterliegen?

Das Verbrechen sucht wenig betretene Pfade und verbirgt sich an einsamem Orte.

Dort, ein Paar Meilen unterhalb Wien, inmitten der winterlich kahlen Auen, welche sich an den Donauufern hinabziehen, steht an einem der zahlreichen Stromarme einsam eine Mühle — dahin lenken wir unsere Schritte und wir haben den neuen Schauplatz unserer Erzählung erreicht.

In Wahrheit, der Ort ist weder einladend noch traulich. —

Der Strom braust, die dürren Auen rauschen, und zahlreiche Schwimmvögel begrüßen mit ihrem Gekrächze den eben anbrechenden Morgen.

Ihr kennt doch jene luftig gezimmerten Gehäuse auf der Donau, jene bewohnbaren Hütten auf dem Spiegel des Stromes, die nur durch ein paar an ihren Flanken angeheftete Räder die Mühle verrathen, und die mit dem Ufer gewöhnlich nur durch einen langen schmalen Bretterfteg verbunden sind — eine solche Donauarche habt Ihr vor Euch.

Die Räder stehen still — die Thüre ist geschlossen, die viereckigen Löcher, die Stelle von Fenstern vertretend, sind durch Laden geblendet, nur der Rauch, der aus einer durch eine Wand führenden Röhre von Eisenblech dringt und vom Wind zertheilt und verweht wird, verräth ein im Innern der Mühle brennendes Feuer, folglich die Anwesenheit von Menschen.

Schwingen wir uns über den gegen die Mühle zu abgetragenen Steg und treten wir ein, doch ohne Geräusch, damit wir die Ruhe nicht stören.

Eine kleine Stube umfängt uns.

Sie ist leer, nur zwei Gemeine der französischen Gensd'armerie liegen rechts und links von einem niedern Eisenofen auf Bänken von Eichenholz der Länge nach hingestreckt und schlummern.

Seitwärts steht ein rohgezimmerter Tisch, an dem ein Fuß fehlt, außerdem sieht man ein Paar an den Wänden angenagelte Bilder, einen Rohrbesen in der Ecke, einen Steinkrug, der jedoch, wie das aufgestülpte brennende Kerzenstümpchen beweist, die Dienste eines Leuchters leistet, endlich eine Oeffnung, die in einen finsteren Bretterverschlag führt, dessen Inneres wir wegen der darin herrschenden Dunkelheit nicht ausnehmen können.

Wir sind mit der Musterung dieser dürftigen Behausung gerade zu Ende, so schreckt der eine der Soldaten im Traume zusammen, erwachte und rafft sich auf.

Sein erster Blick fällt auf das beinahe verlöschende Kerzenlicht, er erhebt sich rasch, geht zum Fenster, öffnet es, sowie auch den Laden draußen, damit das Licht des Tages hereindringe, dasselbe thut er an der zweiten Lucke, wodurch die Stube hell und freundlicher wird.

Nun macht er einige Schritte zur Oeffnung des erwähnten Verschlages und horcht hinein; was er vernimmt, muß ihn befriedigen, denn er nickt zufrieden vor sich hin und begibt sich wieder zu seiner harten Schlafstätte, wo er sich zwar niederläßt, jedoch ohne mehr einzuschlafen.

Nach einer geraumen Weile erwacht auch der andere der Soldaten; sein erster Blick fällt auf den Kameraden.

Du bist schon wach? fragte er murmelnd.

Wie Du siehst, antwortete dieser halbleise.

Was macht das Mädchen?

Es schläft.

François!

Was gibt es?

Was hälts Du von diesem Orte?

François zuckte die Achseln und antwortete: Er bietet einige Sicherheit, sonst nichts.

Als Nothdach leistet das Nest seine Dienste, wir dürfen nicht übersehen, mein Lieber, daß uns draußen überall sehr große Gefahr bedroht.

Bah, wer wird daran denken?

Mordieu, man vergißt so was nicht leicht, wenn man das Musketenende an der Brust fühlt. Es sind schon beinahe drei Wochen, daß wir desertirt sind.

Je länger desto besser.

Ja, wenn sie uns vergäßen; allein der mißlungene Anschlag in Wien hat ihnen unsere Namen frisch in's Gedächtniß gerufen.

Wer weiß, ob die Sache angezeigt wurde?

Die Weiber mußten es wohl, weil wir unsere Bagage zurückließen —

Und darin fand die Kommission unsere Namen . . .

Oh, wenn wir den Unseren in die Hände laufen, sind wir in zwölf Stunden expedirt.

Wir werden uns in Obacht nehmen.

Nach einer Pause sagte François wieder: Jean, hast Du schon bedacht, daß eigentlich das Mädchen drinnen an der Vergrößerung unserer Gefahr Schuld trägt?

Wie man es eben nimmt, antwortete Jean.

Gewiß, die kleine Hexe und sonst Niemand, darum wünsche ich auch, daß ihr der Teufel das Licht ausblase.

Du bist ungalant, François, abgesehen davon, daß Du redest wie der gewisse Esel in der Bibel. Wenn wir unser Unglück einer zweiten Person zuschreiben wollen, dann ist's jenes Satansweib, welches mit Dir gerauft hat und uns widerstand. Das arme Mädchen drinnen trug zum Mißlingen des Anschlags nichts bei, jene Kreuzspinne war's allein, welche uns das Auffinden der Chatoulle verunmöglichte. Darum grollen wir dem schönen Mädchen nicht, sondern dem Höllenweibe, in dem mindestens ein halbes Dutzend Teufel stecken und vielleicht noch einige drüber.

O, wenn die Bestie mir nur einmal unter die Hände liefe!

Solch einen Wunsch laß ich mir gefallen, und geschähe es auch nur, um die Schande, von einem Weibe besiegt zu sein, auszulöschen. Wenn wir indessen gerecht sein wollen, müssen wir bekennen, daß jenes Weib auch nichts Anderes that, als daß es sich seiner Haut gewehrt hat, und wer kann ihr dies verargen?

Pardieu, Jean, Du machst Miene, das Weib zu entschuldigen?

Warum nicht? Meines Dafürhaltens ist's eigentlich der Fremde, der unsere Lage benützt, und uns durch sein Gold verblendet hat. Glaube mir, François, wir sind zwei arme Verirrte und Verführte.

Diese Aeußerung zwang den Andern zum Lachen.

Nicht so laut, mahnte Jean, Du weckst sonst das Mädchen, hab' ich vielleicht mit meiner eben geäußerten Ansicht Unrecht? Unser Verführer ist ein Schuft.

Aber ein reicher Schuft.

Um so schlimmer für ihn.

Um so besser für uns.

Warum weigert er sich, uns seinen Namen zu nennen?

Weil er uns gegenüber ein ehrlicher Bursche ist.

Schöne Ehrlichkeit das.

Wäre er ein Spitzbube, er hätte sich einen falschen Namen beigelegt und uns betrogen; daran denkt er aber nicht, sondern spricht einfach zu uns: „Ihr helft mir, ich stehe dann Euch bei. Ihr braucht mein Geld, nicht aber meinen Namen. Ohne mich werdet Ihr Frankreich schwerlich mehr erblicken, Ihr seid daher an mich gebunden.

Der Hund!

Er ist eigentlich mehr Fuchs.

Eben deßhalb soll man ihm nicht trauen.

Wenn man aber, wie wir, keine andere Wahl hat, dann muß man es wohl. Wie man sich bettet, so liegt man.

Der Teufel soll mich holen, wenn ich angenehm liege.

Hoffen wir auf die Zukunft; gelangt unser Mann in den Besitz der Chatoulle, an der ihm so viel gelegen ist, so schmuggelt er uns in die Heimat und versorgt uns dort, was begehrst Du mehr?

Während die uns von Wien aus wohlbekannten Marodeurs, die armen „Verirrten und Verführten", wie Jean sagte, die eben wiedergegebene Unterhaltung mit gedämpfter Stimme führten, war drinnen Euphrosine erwacht.

Das Mädchen vom Thury lag auf einem strohgeflochtenen Bettchen, eine Art rohen Divans ohne Federn und ohne Polsterung.

Kaum erwacht, sammelte sie rasch ihre Gedanken, um sich zu orientiren und die Vorfälle der letzten Nacht sich ins Gedächtniß zurück-zu-rufen.

Von den Gensd'armen in die Kalesche gehoben, glaubte sie anfänglich in der That, es gelte eine Verhaftung.

Weder sie noch die Flüglerin erkannten in den Gensd'armen ihre frühere Einquartirung, denn wie erwähnt, bedeckten künstliche Bärte die Gesichter der Marodeure.

Erst als der Wagen längere Zeit im Trabbe fortfuhr, ohne anzuhalten, schöpfte sie Verdacht und wollte Lärm erheben. Man befand sich jedoch bereits auf freiem Felde und die Marodeurs hatten die Beute in ihrer Mitte. Euphrosine verzichtete daher auf allen Widerstand und wartete das Ende der Fahrt ab.

Nach einer mehrstündigen Dauer derselben mußte sie den Wagen verlassen und mit den Soldaten einige hundert Schritte zu Fuß machen.

Einer von ihnen trug sie hierauf über den Steg in die Mühle und die Erschöpfung ließ sie bald in die Arme des Schlummers sinken.

Da Euphrosine die Ueberzeugung in sich trug, daß all ihr Unglück, alle Verfolgung von Demeter ausgehe, so wähnte sie, sich auch jetzt in seiner Gewalt zu befinden, sie zitterte daher auch nicht für ihr Leben, sondern für ihre Ehre.

Wie aber kamen die beiden Gensd'armen dazu, ihn in der Ausführung seiner bösen Plane zu unterstützen?

Das Mädchen vom Thury erhob sich vom Lager, trat hinaus in die Stube und gewahrte die beiden Soldaten.

Ohne sie zu beachten, näherte sie sich einem der Fenster und schaute hinaus.

Draußen rollte der Strom, dessen Ufer Auen begrenzten.

Die Soldaten nahmen sich nicht einmal die Mühe, sie anzusehen, vielweniger daß sie ihr etwas in den Weg gelegt hätten.

Plötzlich kehrte sie sich an einen der Soldaten und fragte ihn, ob er oder sein Kamerad deutsch verstünden? die pantomimische Antwort fiel verneinend aus.

Euphrosine setzte sich gegen die Thüre in Bewegung, öffnete diese, trat hinaus, ohne daß die Soldaten sie daran hinderten.

Sie befand sich in der Mahlhalle, rechts war der Eingang in die Mühle. . .

Mit klopfendem Herzen eilte sie zu dem letzteren, öffnete die Thüre und gewahrte enttäuscht, daß die Verbindung der Hütte mit dem Ufer unterbrochen war.

Die Soldaten hatten, um eine etwaige Flucht zu erschweren, einen Theil des diesseitigen Steges abgetragen, die Mühle war somit ringsum von Wasser umrauscht.

Die Jungfrau kehrte in die Stube zurück.

Trotz der Gefährlichkeit ihrer Lage behauptete sie doch fortwährend ihre Standhaftigkeit und beherrschte ihr Aeußeres, damit nicht das geringste Anzeichen von Schwäche sichtbar werde.

Der Umgang mit der Flüglerin trug seine Früchte, Euphrosine war gefaßt und entschlossen, im Momente der Gefahr das Aeußerste zu wagen.

Einige Stunden verstrichen, die Gefangene, auf ihrem

Lager sitzend, konnte sich ungehindert ihren Gedanken überlassen, während die Wächter leise mit einander plauderten.

Von Zeit zu Zeit erhob sich Einer von ihnen und warf spähende Blicke durch jenes Fenster, welches die Aussicht auf das rechte Ufer bot; man erkannte daraus, daß die falschen Gensd'armen Jemanden erwarteten.

Bei einer solchen Gelegenheit war es, wo Jean in die Worte ausbrach:

„Endlich ist er da, komm, François, laß uns schnell den Steg ergänzen!“

Die Soldaten eilten hinaus, warfen zwei Pfosten von der Mühle aus auf die eingerammten Pfähle und stellten damit die fortlaufende Verbindung mit dem Ufer her, worauf ein elegant gekleideter Herr aus dem Gehölze heraustrat und herübereilte.

Am Eingange der Mühle angekommen, befahl er den Marodeuren, die Pfosten gleich wieder zu beseitigen und die Stube, so lange er bei dem Mädchen verweile, nicht zu betreten.

Dieser Herr war, wie der Leser leicht ahnt, der Marquis Hyppolit de Sace, derselbe, der den nächtlichen Ueberfall am Thury in die Scene gesetzt hatte, der nämliche, der auch die List mit der Arretirung ersann und sich in beiden Fällen der Marodeure bediente.

Daß dieser Herr Marquis der leibliche Bruder der Herzogin Marie von Tillemont, Euphrosinen's Mutter, folglich der Onkel des Mädchens vom Thury war, hat der Leser den Angaben des Herrn Demeter bereits entnommen, der sich in seinem Racheplane keineswegs verrechnete, als

er den Entschluß faßte, den Eigennutz hinter der Herzogin vom Thury herzuhetzen.

Von all dem ahnte die Jungfrau freilich nichts; sie — die den Russen für ihren Todfeind hielt, war daher nicht wenig überrascht, einen fremden vornehmen Herrn in die Stube treten zu sehen.

Da sie im Dunkel des Verschlages den Vortheil besaß, zu sehen, ohne sogleich bemerkt zu werden, so widmete sie dem Fremden einen Blick banger Neugier, fühlte sich jedoch vom ersten Momente an von ihm abgestoßen.

Die Vorzüge seines Alters, seiner Eleganz und seines vornehmen Wesens vermochten den widerlichen Eindruck seiner listig tückischen Züge und seines fuchsrothen Haares nicht niederzuhalten.

Diese Haarfarbe war bei ihm in Wirklichkeit das „Zeichen", welches ihm die Natur verlieh, als Warnung für Alle, die ihn nicht kannten, um ihn zu fürchten, zu meiden, zu fliehen.

Das Mädchen vom Thury versah sich augenblicklich von Seite dieses Menschen alles Bösen, das Einzige, worin sie sich jedoch abermals täuschte, war, daß sie in ihm einen Verbündeten, ein Werkzeug Demeters vermuthete, während er, wie wir wissen, sich bereits zu dessen Feind gemacht hat.

Herr de Sace war also, wie erwähnt, in die Stube getreten, und da der Frost des Novembermorgens seine feine Haut afficirt hatte, machte er einige Gänge durch die Stube, wirbelte die Hände ineinander und schüttelte sich wie Jemand, den eine Ganshaut überläuft.

Zu seiner Ueberraschung trat nach wenigen Minuten

seiner Anwesenheit das Mädchen in die Stube heraus und blieb ihm gegenüber stehen.

Der Marquis grüßte höflich, und da er seine Nichte zum ersten Male in der Nähe zu sehen bekam, fixirte er sie mit einem Blicke, der ihre vorgefaßte üble Meinung keiwegs abschwächte.

Mein Herr, verstehen Sie meine Muttersprache? redete sie den Fremden an.

Dieser verneigte sich und antwortete: Ja, Mademoiselle, ich verstehe und spreche sie!

Dann werden Sie wohl die Güte haben, mir zu erklären, wie Sie in diese Gewänder, oder wenn Ihre Toilette keine Lüge ist, wie Sie in diese Mühle kommen?

Der Marquis stutzte.

Das Mädchen vom Thury fuhr fort:

Ich wurde gestern Abend durch List aus dem Kreise der Meinen entführt und mit Gewalt hieher gebracht, diese einsam gelegene Hütte ist mithin eine Zufluchtsstätte des Verbrechens. Sind Sie ein Genosse der beiden Räuber, dann sind Ihre Gewänder eine Lüge, sind Ihr vornehmes Wesen, Ihre Eleganz Wahrheit, wie kommen Sie hieher, was haben Sie dann hier zu suchen?

Herr de Sace lächelte; wer ihn näher kannte, täuschte sich über die Bedeutung dieses Lächelns keinen Augenblick, es war der Deckmantel, hinter welchem er alle unangenehmen Eindrücke barg, damit sie an seinem Aeußeren sich nicht abspiegeln und sich nicht verrathen sollten.

Das Hervortreten der Jungfrau, der Umstand, daß sie ihm damit zuvorkam und die Initiative ergriff, ihre an ihn gestellten Fragen, die Entschlossenheit und die unge-

beugte Haltung, womit sie ihm entgegen=trat, ließen ihn auf einen Charakter schließen, der den vollen Widerstand eines energischen Willens befürchten ließ, und das war es, was dem Herrn Marquis sehr unangenehm erschien; er lächelte jedoch und erwiederte höflich: Mein Kleid ist keine Lüge, diese Menschen nicht meine Genossen, sondern blos meine Kreaturen, und Sie, Madamoiselle, sind meine Gefangene, haben Sie mich verstanden? Ihr Loos liegt in meiner Hand!

Herr de Sace betonte seine Worte, um ihre Wirkung zu verstärken, erreichte jedoch seine Absicht nicht, denn seine Züge hatten schon früher viel Schlimmeres verkündet, wie jetzt seine Lippen.

Euphrosine zuckte daher verächtlich mit den Achseln und erwiderte: Ich kenne Sie nicht, habe Sie in meinem Leben nicht gesehen, folglich Ihnen auch nie was Böses zugefügt, da mir nun der Gedanke, daß mich Jemand verfolge, dem ich nie was zu Leide gethan, widerstrebt, so werden Sie mir den Glauben gönnen, daß die mir zugefügte Gewalt nicht von Ihnen, sondern von einem Dritten herrührt, dessen Werkzeug Sie sind, so wie die beiden Menschen draußen das Ihrige.

Sie sind im Irrthume, Mademoiselle, entgegnete der Marquis, ich handle in keines Menschen Auftrage und stehe mit Niemanden im Bunde. Was ich unternahm, ist einzig und allein mein Werk, geschieht einzig und allein in meinem Interesse.

Sie bekennen sich mithin zur Frevelthat, die an mir verübt wird, trotzdem, daß Ihr Kleid keine Lüge ist?

Bis jetzt, Mademoiselle, hat man Ihnen wohl ein

wenig Gewalt angethan, allein Frevel ist noch keiner geschehen, womit ich jedoch nicht sagen will, daß er für alle Fälle aus dem Spiele bleiben werde.

Wenn Alles, was ich sehe und höre, Wahrheit ist, woran ich übrigens immer weniger zweifle, sagte die Jungfrau mit dem Ausdrucke der Geringschätzung, so habe ich es mit einem vornehmen Manne zu thun, der vor keinem Mittel zurückschreckt, sobald es gilt, irgend einen Zweck zu erreichen. —

So ist es, Mademoiselle, Sie besitzen einen Scharfsinn, der Ihnen Ehre macht. Um einen gewissen Zweck zu erreichen, ließ ich Sie in Ihrer Wohnung am Thury angreifen —

Ah, Sie waren auch dort betheiliget?

Der Angriff mißlang, der Zweck wurde nicht erreicht, folglich ersann ich einen Plan, der, wie ich hoffe, ein besseres Ergebniß mit sich führen wird, wie der erste. Ich theile Ihnen dies Alles offen mit, damit Sie erkennen, wie hoch ich das Ziel anschlage, welches zu erreichen ich strebe, wie groß Ihre Gefahr ist, wenn Sie mir entgegen sein sollten.

Ich bin auf Alles gefaßt, mein Herr; da ich voraussetze, daß man um einer Geringfügigkeit Willen keine so großen Mittel in Bewegung setzt, so wird es zwischen uns einen verzweifelten Kampf geben — auf Ihrer Seite steht die rohe Uebermacht, es ist möglich, daß ich unterliege, in keinem Falle jedoch werden Sie meinen Willen bezwingen.

Der Marquis lächelte noch freundlicher wie vorhin; natürlich, diesmal galt es sogar ein wenig Schreck zu verbergen. Warum es ihm zu thun war, das lag einzig und

allein in dem guten Willen seiner Nichte, er wollte von ihr die Chatoulle erhalten; wenn sie sich dessen hartnäckig weigerte, was dann?

Seinem Lächeln entsprachen auch seine Worte, sie waren besänftigend, begütigend; er hatte vorhin das Kolorit ein wenig stark aufgetragen und beeilte sich jetzt, es zu verwaschen.

Sie sprechen vom Besiegen und Unterliegen, Mademoiselle, sagte er liebreich, von einem verzweifelten Kampfe, ich dagegen hoffe, daß es gar nicht dazu kommen wird. Es ist wahr, ich schlage mein Ziel hoch an und scheue kein Mittel, es zu erreichen, allein ich zweifle, daß Sie für das, was ich will, sich in einen gefährlichen Kampf einlassen werden, in einen Kampf, der am Ende doch immer zu Ihrem Nachtheile ausschlagen wird.

Hätte das, was Sie anstreben, in meinen Augen keinen Werth, antwortete Euphrosine, Sie würden einen ehrlichen, offenen Weg gewählt haben.

Ich wollte meiner Sache gewiß sein und mich nicht den Chancen einer Unterhandlung aussetzen.

Was verlangen Sie also von mir? Sprechen Sie es aus kurz und bündig.

Ich willfahre Ihnen, Mademoiselle, ohne Anstand, sprach Herr de Sace mit galanter Courtoisie, hören Sie denn: Ihre Mutter hat Ihnen eine gesiegelte Chatoulle hinterlassen, die Sie erst drei Tage vor Ihrer Verlobung öffnen dürfen, in diesem Momente ist die Chatoulle in Ihrem Besitze und noch geschlossen: ich fordere von Ihnen, daß Sie die Chatoulle mir und zwar un-

geöffnet, gegen eine Entschädigung als Eigenthum übergeben. Das ist mein Verlangen, mein Zweck; sonst nichts!

Das Begehren des Fremden kam der Herzogin von Thury unerwartet, sie wurde davon auf's Höchste überrascht.

Sie hatte Fürchterliches erwartet und bekam eine Forderung zu hören, an welche sie keinen Augenblick lang gedacht hatte.

Die Chatoulle, wie wenig gegenüber dem, was sie gefürchtet, und doch wie viel gegenüber dem Andenken an ihre Mutter!

Nun war ihr mit einem Male das Räthsel gelöst, warum der Soldat in jener Nacht ihre Laden und Schränke durchsuchte, ohne sich etwas anzueignen; er hatte blos den Auftrag, die Chatoulle zu nehmen, und diese konnte er nicht finden, denn sie wurde mit andern Kostbarkeiten von der Hausfrau am Neustift verwahrt.

Die Jungfrau dankte jetzt im Herzen der fürsichtigen Schützerin, denn ohne sie war das Erbe ihrer Mutter bereits verloren.

Das Verlangen des Fremden erschien ihr jedoch nicht nur unerwartet, sondern auch räthselhaft.

Welches Interesse konnte der vornehme Fremde für die unbekannte Hinterlassenschaft einer unbedeutenden Bürgersfrau hegen, oder kannte er vielleicht den Inhalt der Chatoulle, und war dies der Fall, wie war er dazu gekommen, es zu erfahren?

Vor Euphrosine hatte sich ein Räthsel aufgethan, wo sie Alles zu durchschauen wähnte; ihr Blick war auf einmal umdunkelt, wo sie klar zu sehen glaubte.

Der Mann, der vor ihr stand, hatte mit Demeter, dem sie so viel Schlimmes verdankte, nichts gemein, es war ein neuer Feind, der eine neue Forderung an sie stellte; der Russe begehrte ihre Liebe, der Fremde das Vermächtniß der Mutter.

In den ersten Momenten der Ueberraschung, wo Alles, was wir eben angedeutet, wie ein Blitz durch ihre Seele flog, fühlte sie auch gleich den Drang, das geheimnißvolle Dunkel des neuen Räthsels zu lüften, um je nach dem Ergebnisse ihre Entschlüsse zu fassen; sie vermied es daher, die Forderung ihres Gegners entschieden zu beantworten, sondern gab ihrer Miene und Rede den Ausdruck der Beruhigung, als denke sie in der That nicht, wegen des gestellten Begehrens einen Kampf zu beginnen.

Ihr Verlangen, mein Herr, sagte sie, hat mich überrascht, in Staunen versetzt. Daß Sie von der Chatoulle Kenntniß besitzen, ist erklärbar, denn ich habe vor den Nachbarn aus dem Vermächtnisse der Mutter nie ein Hehl gemacht und Sie mögen es von diesen erfahren haben; allein, daß sie den Inhalt der Chatoulle kennen, das ist mir ein Räthsel, darob ich mein Staunen nicht unterdrücken kann.

Ich läugne nicht, versetzte der Marquis, daß mir der Inhalt der Chatoulle genau bekannt ist.

Sie boten mir eine Entschädigung an?

Ueber welche wir uns einigen wollen.

Sie werden aber zugeben, daß ich bei dem Handel im Nachtheile bin.

Wie so im Nachtheile?

Weil ich etwas verkaufen soll, was ich nicht kenne, während Ihnen, dem Käufer, dessen Werth bekannt ist.

Madamoiselle, Sie verkennen Ihren Standpunkt; Ich biete Ihnen eine Entschädigung, um rascher zum Ziele zu gelangen, und ich bin kein Knauser, der wegen einiger Gulden zu feilschen gewohnt ist. Von einem förmlichen Handel kann jedoch keine Rede sein, da ich mich in kluger Voraussicht auf den Standpunkt der Gewalt gestellt habe.

Sie wären also grausam genug, einem armen Mädchen, das nichts besitzt, das einzige Vermächtniß der Mutter abzupressen?

Das eben will ich ja nicht und darum biete ich Ihnen die Entschädigung.

Was bieten Sie mir?

Wie viel wünschen Sie?

Fordern Sie menschliche Wünsche nicht heraus, denn Sie sind meist unbescheiden. Machen Sie mir ein Anerbieten.

Ich biete Ihnen ein für alle Mal eine Summe, die Sie in den Stand setzen würde, eine glänzende Partie zu machen.

Sie sind für meine Zukunft besorgt, das freut mich.

Nehmen wir zum Beispiel eine Summe von fünftausend Gulden an, sagte der Marquis in der Hoffnung, dem Mädchen durch die Größe der Summe zu imponiren.

Euphrosine schüttelte das Köpfchen und meinte fast schalkhaft:

Besonders glänzend sind die Partieen eben nicht, auf die ein Mädchen mit dieser Summe Anspruch hat.

Ich bin nicht abgeneigt, mich ein wenig zu bessern.

Diese Besserung wird Ihnen sehr wohl anstehen.

Nehmen wir demnach siebentausend —

Sieben ist eine Unglückszahl —

Wohlan, so geb ich noch ein tausend d'rauf —

Ei, ei, mein Herr, Sie sagten vorhin, Sie seien nicht gewohnt, wegen einiger Gulden zu feilschen —

Madamoiselle, die Rede ist nicht von einigen Gulden, sondern von Tausenden! Ich biete Ihnen achttausend Gulden —

Das ist viel und wenig, wie man es eben nimmt.

Sie sind unersättlich!

Ich warnte Sie in Vorhinein, Wünsche herauszufordern.

Wohlan denn, hören Sie mein letztes Wort. Ich biete Ihnen zehntausend Gulden oder —

Oder?

D i e s e n D o l c h!

Seine Rechte schwang einen blitzenden Dolch gegen die Brust der wehrlosen Jungfrau.

Die List Euphrosinens, als sei sie geneigt, gegen eine Entschädigung das Vermächtniß der Mutter abzutreten, gelang, sie benahm sich dabei so natürlich, daß sie den Marquis betrog. Er hielt die Maske für Wahrheit und wähnte Habsucht von Seite der Jungfrau im Spiele; um nun dieser eine Grenze zu ziehen, und die anspruchsvollen Wünsche zu erschüttern, glaubte er seine Gegnerin an die Alternative mahnen zu müssen und hielt ihr die Gefahr, in der sie schwebte, verkörpert vor Augen.

Die Drohung war jedoch überflüssig und verfehlte ihren Zweck; die Herzogin vom Thury war sich ihrer Lage voll-

kommen bewußt, sie besaß indessen ebenfalls eine Waffe, auf welche sie ihre ganze Hoffnung setzte.

Beim Anblick des Dolches ließ sie ein schelmisches Lächeln ihre Lippen umschweben und sagte, ohne den Ton der Unterhandlung zu ändern: Sie bieten mir also zehntausend Gulden, oder das da? dabei deutete sie gleichgiltig auf das Mordinstrument.

So ist es! antwortete der Marquis entschieden.

Ist das Ihr letztes Wort?

Mein letztes!

Ihr allerletztes?

Ja! Entscheiden Sie sich!

Ich wähle den Dolch!

Madamoiselle!

Tödten Sie mich, ich bin darauf gefaßt.

Ihre Resignation ist erzwungen, rief der Marquis erzürnt, werfen Sie die Maske von sich, Sie spielen mit Ihrem Leben.

Und Sie, mein Herr, spielen mit leeren Drohungen.

Sie zweifeln doch nicht, daß ich Sie tödten werde?

Ich würde keinen Augenblick daran zweifeln, antwortete die Jungfrau gelassen, wenn Sie durch meinen Tod in den Besitz der Chatoulle gelangten, allein da dies nicht der Fall ist, so wäre es unsinnig von Ihnen, mich zu morden, weil dann der Inhalt der Chatoulle um so gewisser nicht in Ihre Hände geriethe.

Herr de Sace bekam nun zu hören, was er im Voraus reiflich erwogen hatte.

Wenn er das Mädchen tödtete, gelangten dessen jetzige Anverwandte in den Besitz der Papiere und das ihm ver-

derbende Geheimniß mußte unausbleiblich durch Andere an's Tageslicht kommen, was er doch verhindern wollte.

Aber eben, weil er das Alles reiflich durchdacht hatte, war er auch mit einer Entgegnung darauf versehen.

Ihre Klügelei, sagte er, wiegt Sie in eine gefährliche Täuschung. Ich scheue kein Opfer, um in den Besitz der Chatoulle zu gelangen, das ist wahr, wenn es mir jedoch nicht gelingt Ihren Starrsinn zu bezwingen, dann verzichte ich auf die Chatoulle und tödte Sie zur Vergeltung.

Ich danke Ihnen, mein Herr, für diese Aufklärung, erwiederte Euphrosine mit Ernst und Bitterkeit, ich werde mir von nun an keine Mühe mehr geben, Ihnen Gründe entgegen zu setzen, denn bei einem Menschen, der aus so erbärmlichen Motiven einen Mord begehen will, ist jedes Wort vergeudet. Ich wiederhole Ihnen daher, daß ich auf Alles gefaßt bin. Tödten Sie mich!

Herr de Sace warf einen furchtbaren Blick auf den Dolch, dann auf das Mädchen —

Ich gönne Ihnen fünf Minuten, murmelte er, bereiten Sie sich auf das Ende —

Ich bedarf keiner Vorbereitung, entgegnete die Jungfrau mit seltener Fassung, wer gelebt hat wie ich, kann jeden Augenblick den Weg nach dem dunklen Jenseits antreten. Oh, meine gute Mutter, hättest Du je ahnen können, daß Dein Vermächtniß die Ursache meines frühen Todes sein würde!

Die Schuld Ihres Todes ist Ihr Eigensinn! Ich biete Ihnen eine Summe, die Ihr Lebensglück gründen würde, und Sie weisen sie zurück! Und warum? um mir eine Chatoulle vorzuenthalten, deren unbekannten Inhalt Sie mir mißgönnen.



Unbekannt ist mir ihr Inhalt, versetzte die Jungfrau, allein ich fange an zu ahnen, daß er wichtiger sein muß, als ich je vermuthete. Der Umfang des Behältnisses ist gering, sein Gewicht unbedeutend. Da nun Sie, der Sie den Inhalt kennen, mir trotzdem zehntausend Gulden dafür bieten, so dürfte die Chatoulle schwerlich etwas Anderes als Papiere enthalten, deren Besitz Ihnen von großer Wichtigkeit ist, weil Sie so viel daran verwenden, dazu zu gelangen. Allein auch für mich müssen jene Papiere einen besonderen Werth haben, sonst hätte meine selige Mutter sie mir nicht unter so auffälliger Anordnung hinterlassen. Sie begehren die Chatoulle uneröffnet zu erhalten, das beweist nicht nur, daß Sie nach dem Besitze des Inhalts streben, sondern auch, daß Sie wünschen, er solle Anderen ein Geheimniß bleiben. Alle diese Umstände zusammengefaßt, erwecken in mir den Gedanken, daß irgend eine mir dunkle Verkettung des Schicksals Ihre und meine Familie in Berührung gebracht, woraus sich wer weiß welche Konflikte ergeben, deren Lösung oder Aufklärung jene Papiere enthalten. So weit reicht meine Kombination, Sie werden wohl am besten wissen, ob sie richtig ist, oder ob ich mich irre? Ich halte mich an das Erstere und gebe das Vermächtniß meiner Mutter nicht auf, am wenigsten gegenüber einem Manne, den ich nicht kenne, von dem ich nichts weiß, als daß er mein Erbe besitzen oder mich morden will.

Der Marquis hörte das Mädchen vom Thury mit großer Aufmerksamkeit an und bewunderte im Stillen ihren Scharfsinn und die Schlüsse, deren Ergebniß der

Wirklichkeit nahe kam; dabei blieb sein Blick fortwährend finster auf ihr ruhen und keine Miene verrieth die Gedanken, die ihn bestürmten.

Fast bereuete er den bisher verfolgten Weg, auf dem sein Plan zu scheitern drohte; er hatte sich in seiner Voraussetzung geirrt, statt eines schwachen, zaghaften Mädchens, wie er wähnte, bekam er eine willensstarke kluge Jungfrau zur Gegnerin, die sich von einer Geldsumme nicht blenden ließ und vor dem Tode nicht zurückschreckte.

Dazu erhoben auch seine Rachsucht und Tücke ihre Stimmen, hätte er ihnen allein und nicht auch seinem Verstande gehorcht, so lebte seine Nichte nicht mehr.

Dieser lähmte für den Augenblick seinen Arm und suchte ihn zu bewegen, daß er einen anderen Weg als den des Dolches, das ist der Gewalt, betrete; er siegte nur zum Theil, der Dolch verschwand wohl, allein an die Gewalt klammerten sich seine bösen Leidenschaften und ließen um keinen Preis von ihr.

Der Marquis beantwortete nach einer Pause von Einer Minute die letzte Rede Euphrosinens.

Je mehr ich nachsinne, desto mehr komme ich zur Erkenntniß, daß ich Sie tödten muß, da von Ihnen keine Nachgibigkeit zu erwarten ist. Ich will indessen nicht vorschnell zu Werke gehen, sondern den Abend abwarten, vielleicht werden Sie bis dahin anderen Sinnes, ich wünsche es um Ihretwillen, denn Ihr Ende wird ein bitteres sein.

Das Mädchen vom Thury zuckte verächtlich die Achseln — der Marquis begab sich hinaus zu seinen Helfern — den Marodeuren.

## Achtes Kapitel.

### Fortsetzung des Konflikts zwischen dem Onkel und der Nichte.

Seit der Entfernung des Fremden kehrten auch die Soldaten nicht mehr in die Stube zurück und Euphrosine konnte sich ungestört ihren Gedanken überlassen.

Sie ging mit sich zu Rathe und erwog in Ruhe und bei kaltem Blute ihr Benehmen, prüfte ihren Entschluß und fand daran nichts zu ändern.

„Die Chatoulle birgt ein wichtiges Geheimniß, ich bin verpflichtet, dafür mein Leben zu wagen!“ war und blieb das Resultat ihrer Betrachtungen.

Die Zeit schlich ihr langsam und traurig dahin.

Erschöpft und ermattet, sie hatte seit vorigen Abend nichts zu sich genommen, saß sie auf einer der Bänke und schaute durch’s Fenster hinaus auf den Strom, und dachte an Boleslaw, an Ignaz, an ihre Freunde in Wien.

Mit stiller Wehmuth überließ sie sich dem Eindrucke der sanften, beglückenden Gefühle, doch als sie merkte, daß die Rührung sie zu übermannen drohte, bezwang sie sich, damit ja keine Thräne ihr Auge beschleiche und keine Spur sinkenden Muthes zurücklasse.

„Nur meine Resignation, dachte sie, und die eisigste

Gemüthsstarre sind im Stande, den Arm des Bösewichts zu lähmen und ihn in seinem Vorhaben wankend zu machen, dadurch verzögere ich seine Schritte und gewinne Zeit. Darum Muth, mein Herz, Muth, Zuversicht und Ausdauer!"

Sie lechzte nach einem Tropfen Wassers, aber sie verlangte ihn nicht; ein Stückchen Brodes war ihr Bedürfniß, sie gab es nicht zu erkennen, um ihrem Gegner keinerlei Schwäche zu verrathen.

Draußen breitete ein trüber Winter-Nachmittag seine aschgrauen Schwingen über die Stromgegend, kein Lüftchen bewegte die kahlen Glieder der Baumwelt, das monotone Rauschen des Flusses, hie und da der krächzende Ruf eines Raubvogels waren die einzigen Störer der ringsherrschenden Todesstille.

Auf einmal ging die Thür der Stube auf, einer der Soldaten kam mit einem Handkorbe herein, entleerte ihn seines Inhaltes, der in Nahrungsmitteln bestand, und begab sich dann wieder hinaus.

Im ersten Momente gedachte die Jungfrau nichts zu genießen, und freiwillig auf jede Gabe zu verzichten, sie änderte jedoch ihren Vorsatz, wohl erwägend, daß eine Herabstimmung des Körpers auch eine Herabstimmung des Geistes nach sich ziehe, und daß sie in ihrer Lage beider Kräfte mehr als je bedurfte.

Sie begab sich demnach zum Tische, aß und trank dazu Wasser, ohne den Wein zu berühren.

Plötzlich hielt sie ein, in der Thüre stand der Fremde und starrte sie mit einem unheilschwangeren Blicke an.

Lassen Sie sich nicht stören, Mademoiselle, sagte er mit einem Tone, dessen Ironie nicht zu verkennen war, ich wünsche, daß Ihnen das Diner wohl bekomme!

Das Mädchen vom Thury blickte ihn nach der Seite an und antwortete mit abstoßender Kälte: „Ihre Wünsche sind mir gleichgültig wie Ihre Drohungen. Sie wähnen mich durch die Qual, die mir jede Verzögerung Ihres Verbrechens bereiten soll, meinem Entschlusse untreu zu machen, Sie täuschen sich, Sie werden meinen Willen niemals beugen.

Herr de Sace schlug eine Lache auf, die in der That so schrecklich klang, daß Euphrosine ihn forschend ansah, sie glaubte einen Dämon zu hören, dem eben eine Missethat gelang.

Sie bereiten mir große Heiterkeit, sprach jetzt der Marquis, diese Stimmung erheuchelnd; Ihr kindischer Starrsinn gefällt mir ungewöhnlich und es thut mir fast leid, daß er wie der Schwan im Sterben am schönsten singt. Ja, ja, Mademoiselle, sehen Sie mich nur an, ich sage Ihnen, Ihr Wille wird sich mir beugen, weil ich Ihren Starrsinn sogleich brechen werde.

Die Jungfrau hörte ihn erwartungsvoll an.

Er fuhr fort: Ich bin nicht der Thor, Sie zu tödten. Was ich Vormittags sagte und that, war blos mein erster Versuch, in dem ich durch einen Sturm das Ziel zu erreichen suchte, er schlug fehl, der harte Kopf leistete Widerstand; gut denn, meine Liebe, wegen eines abgewiesenen Angriffes gibt ein erfahrener Feldherr seine Zwecke nicht auf, sondern er entwirft neue Plane. Der Sturm mißlang, wohlan, so soll eine förm=

liche Belagerung zum Ziele führen. Meine Heimat ist ein fernes Land, um es zu erreichen, bedarf ich einer achttägigen Reise mit Extrapost. Ich bin begütert und reich, unter Anderem besitze ich ein Waldschloß, das, einsam in einer Wildniß gelegen, von einem verläßlichen Diener gehütet, sich vorzüglich eignet, Personen, die man nicht tödten will, verschwinden zu machen. Auf dieses Schloß, Mademoiselle, werde ich Sie bringen. So lange ich Sie in meiner Gewalt habe, bin ich sicher, daß die bewußte Chatoulle nicht geöffnet werden wird, und damit erreiche ich, was ich wünsche. Ihr Tod hätte mir geschadet, Ihr Leben nützt mir. Um aber die weite Reise nach jenem Schlosse gefahrlos zu machen, um Sie an Verrath und Flucht zu hindern, haben Sie, ohne daß Sie es wußten, in den genossenen Speisen ein Pulverchen genommen, welches Sie in einen langen tiefen Schlaf versenken wird, und Sie willenlos meiner Willkür preisgibt.

Betrachten Sie — er legte eine kostbare Uhr auf den Tisch — diesen Zeitmesser, dreißig Minuten werden Sie noch wachen, und wenn diese abgelaufen sind, wird der Schlaf unabweisbar sich einfinden und Sie werden die Besinnung verlieren, dann, meine Liebe, bin ich Ihr Herr, Ihr Starrsinn wird gebrochen sein, die Ohnmacht wird Sie Ihres Willens berauben.

Bei diesen, mit fürchterlicher Ruhe gesprochenen Worten legte sich Todtenblässe auf das Antlitz der Jungfrau und Eisesschauer durchfröstelten sie bis in das Innerste Mark ihrer Glieder.

Der Teufel hatte die menschliche Stelle des En-

gels getroffen und erschütterte ihren Muth und ihre Festigkeit.

Nicht was der Fremde sagte, sondern was seine Rede errathen ließ, erfüllte Sie mit Entsetzen.

Eine bisher nicht gekannte Angst bemächtigte sich ihrer und beraubte sie der Sprache.

Ein Blick auf die Uhr zeigte ihr, daß der Stundenzeiger bereits um vier Minuten vorgerückt war, sie hatte nur noch sechs und zwanzig zum Wachen, und dann, dann . . .

Ein Gedanke blitzte auf in ihrem Gehirn.

Noch besaß sie die volle Leibeskraft, noch den starken Willen und die Fähigkeit zum Widerstand, zum Angriff.

Ohne, was sie beabsichtigte, lange zu erwägen, sammelte sie die ganze Kraft und Elasticität ihrer Muskeln, stieß einen Wuthschrei aus, wie die Löwin, wenn sie sich auf den Räuber ihres Jungen stürzt, und warf sich auf den entsetzlichen Mann, der sie nicht an ihrem Leben, sondern an dem Allerheiligsten ihres Lebens bedrohte.

Der Marquis fühlte sich, bevor er es ahnte, am Halse gewürgt, taumelte einige Schritte zurück, und kam zum Unglücke für Euphrosine an die Wand zu lehnen, die ihm eine feste Rückenstütze bot.

Hier befreite er sich nicht ohne Anstrengung von dem krampfhaften Drucke der kleinen zarten Finger und preßte die verzweifelte Jungfrau von sich, indem er rief: Zum Teufel, sind Sie auf einmal toll geworden? Hören Sie mich doch an, bevor Sie mich zwingen, den

Beistand meiner Leute anzurufen, deren Kraft wohl reichen wird, Sie drei und zwanzig Minuten lang zu bändigen, bis Sie der Kraft des Schlaftrunkes erliegen.

Euphrosine blieb eine Weile in der erzwungenen Stellung.

Ich besitze die Macht, beeilte sich Herr de Sace zu sagen, und bin auch bereit, die Wirkung des genossenen Pulvers durch ein Gegenmittel zu beseitigen, wenn Sie mir nur Eine Frage beantworten. Wollen Sie das?

Fragen Sie!

Ich will wissen, wo sich die bewußte Chatoulle befindet? denn in Ihrer Wohnung wurde sie in jener Nacht vergeblich gesucht.

Die Chatoulle, sagte Euphrosine düster, ist sicher aufbewahrt.

Wo?

Befreien Sie mich vorerst von der Wirkung des Schlaftrunkes und Sie sollen es erfahren.

Kein Mißtrauen, Mademoiselle, die halbstündige Frist ist bis auf achtzehn Minuten abgelaufen —

Lassen Sie mich los —

Verzichten Sie auf weitere Angriffe?

Ja!

Herr de Sace öffnete die Hände und die Jungfrau trat einige Schritte zurück.

Eine Pause erfolgte.

Nun, Mademoiselle, begann der Marquis nach einer Weile, sprechen Sie —

Reichen Sie mir das Gegenmittel, die Zeit flieht . . .

Herr de Sace zeigte sich nachgiebig.

Es sei, sagte er mit einem Lächeln, welches gutmüthig sein wollte, in der That aber die Eigenthümlichkeit der Verschmitztheit und Bosheit trug, ich will Sie von der Wirkung des Schlaftrunkes befreien, leeren Sie schnell den Inhalt dieser Phiole . . .

Das Mädchen vom Thury griff rasch nach dem Fläschchen von Krystall und sog seinen Inhalt gierig ein.

Ich habe gethan, um was Sie mich baten, sprach darauf der Marquis, jetzt ist es an Ihnen, Ihre Zusage zu erfüllen. Wo befindet sich die Chatoulle in Aufbewahrung?

Euphrosine wußte recht wohl, daß, wenn Sie die Wahrheit sprach, sie damit ihre Schützerin am Neustift den größten Gefahren aussetzte, sie nahm also im Bedrängniß ihrer Lage die Zuflucht zu einer Unwahrheit und sagte: Ich habe nicht nur die bewußte Chatoulle, sondern auch andere Gegenstände von Werth jenem Schiffe übergeben, welches unsere Regierung am 6. November den Wienern zur Disposition stellte, um ihre Kostbarkeiten nach Ungarn zu flüchten.

Herr de Sace wurde von dieser Nachricht sichtbar betroffen.

Die Angabe Euphrosinens war so klug gewählt, daß sie nicht bezweifelt werden konnte.

Der Marquis begann in Zorn zu gerathen, so nahe seinem Ziele, war es ihm mit Einem Male entrückt.

Einige Minuten lang düster vor sich hinbrütend, erwachte plötzlich ein Gedanke in seinem Kopfe. Er hatte einen neuen Angelpunkt gefunden.

Wenn Sie ihre Kostbarkeiten sammt der Chatoulle den

Händen der Regierung anvertraut haben, sagte er, dann müssen Sie einen Empfangsschein darüber besitzen. Wo befindet er sich?

Euphrosine hätte nun wohl behaupten können, sie habe sich blos verpflichtet, den Aufbewahrungsort der Chatoulle, nicht aber den des Empfangsscheines anzugeben, allein sie verschmähte die Klügelei und zog es vor, den Bösewicht an eine Person zu weisen, welche alle Eigenschaften besaß, seinen Schlingen zu entgehen und ihm, falls er auch sie angriff, den entschiedensten Widerstand zu leisten, sie erwiederte daher: Der Empfangsschein befindet sich in den Händen meiner Freundin, jener Frau, die bei mir wohnte.

Das Mädchen vom Thury wies daher ihren Feind an die Flüglerin.

Die Miene des Herrn de Sace wurde wieder freundlicher.

Auch diese Angabe des Mädchens erschien ihm natürlich und er bezweifelte sie ebenfalls nicht. Jene Frau hatte zwar seine beiden Helfer bei dem oftерwähnten nächtlichen Angriffe in die Flucht gejagt, allein er hoffte ihrer durch List Meister zu werden, so wie er das Mädchen vom Thury durch List erschüttert und bezwungen hatte.

Durch List? fragt der Leser, der bisher nur Zeuge von Gewaltschritten gewesen, erstaunt.

Ja, durch List! — Die Aufklärung wird Ihnen sogleich werden.

Arme Euphrosine! Wohl hatte sie den Feind getäuscht, allein auch Sie war von ihm hintergangen worden.

Nachdem sie die Frau Rosl als Diejenige bezeichnet hatte, welcher sie den Empfangsschein über ihre Kostbarkei-

ten zur Aufbewahrung übergeben, fühlte sie eine Unbehaglichkeit im Inneren, eine Mattigkeit in den Gliedern, was sie jedoch bei der ersten Wahrnehmung der Aufregung der eben erlebten Scene zuschrieb.

Der Marquis, obwohl die gewünschte Auskunft ihm ertheilt war, behauptete doch seine frühere, wir möchten sagen, kampffertige Haltung.

Was will er noch? dachte Euphrosine.

Von der überhand nehmenden Mattigkeit, die sich bereits wie ein Bleigewicht an ihre Glieder zu haften begann, so wie von den unbekannten Absichten ihres Feindes neuerdings beunruhiget, sagte sie:

Mein Herr, Ihre Fragen sind beantwortet, was gedenken Sie jetzt zu beginnen?

Ich werde streben, in den Besitz des bewußten Scheines zu gelangen.

Und ich, welches soll mein Loos werden?

Sie, antwortete der Fremde langsam, Sie werden bis dahin — schlafen.

Allmächtiger! kreischte die Jungfrau entsetzt, steh' mir bei, ich bin schändlich betrogen!

Herr de Sace lächelte in einer Weise, daß es seinem Opfer wie ein zweischneidig Messer durch das Herz drang, und sprach:

Sie wähnten, wer weiß wie klug und muthig zu sein, und sind aus allen Ihren Positionen hinausgeworfen. Was Sie in der Meinung, es sei ein Gegenmittel, zu sich nahmen, war der Schlaftrunk, denn vorher hatten Sie keinen genossen; ich habe Sie blos ein wenig getäuscht und damit einstweilen erreicht, was ich erreichen wollte.

Euphrosine, empört, wollte sich neuerdings auf den Elenden werfen, allein schon begann es sich um ihre Sinne wie eine dichte Nebelwolke zu legen, die Glieder dünkten ihr bleischwer, die Augen brannten wie Feuer und die Lider schlossen sich wie von einem Senkgewichte angezogen.

Mit einem Zustande halb Ohnmacht, halb Schlaf kämpfend, vermochte sie ohne Stütze sich nicht mehr aufrecht zu erhalten, sondern klammerte sich ächzend an den Tisch und glitt dann längs desselben auf den Boden hinab, wo sie stumm und ohne Bewußtsein liegen blieb.

Der Marquis, mit der Miene des Triumphes sie anblickend, sprach zufrieden vor sich hin:

Jetzt kann ich die Mühle ohne Besorgniß auf vierundzwanzig Stunden verlassen, ich bin sicher, daß mir das Mädchen nicht entflieht. Nun schnell nach Wien zu jener Frau, — eine falsche Botschaft soll sie hieher locken und hab ich sie einmal hier, so entkommt mir die Eine so wenig wie die Andere, bevor ich nicht den Schein in Händen habe. Heh da, François, Jean!

Die Marodeure traten in die Stube.

Meine Geschäfte, redete er die Patrone an, rufen mich nach Wien, ich werde erst morgen hieher zurückkehren. Ich habe Euch die Mühe der Obhut erleichtert, denn das Mädchen wird vor meiner Rückkehr schwerlich erwachen. Wenn ihr das geringste Leid widerfährt, halte ich mich an Euch — da, nehmt einstweilen die Börse als Abschlagszahlung, theilt ehrlich den Inhalt, denn ich setze voraus, daß Ihr wenigstens einander nicht betrügt. Hebt die Schlafende vom Boden auf und tragt sie auf ihr Lager — zum Teufel, faßt sie nicht so roh an, verfährt ein Franzose so schonungs-

los mit einer zarten Dame? breitet den Mantel über sie, das Antlitz bleibt natürlich frei — sorgt, daß es in der Stube hübsch warm bleibe, und macht mir keine Schelmerei. Verstanden?

Damit verließ er die Stube, und nachdem die Marodeure den Steg zum Ufer wieder ergänzt hatten, eilte Herr de Sace darüber hinweg und verlor sich im Gehölze.

Die Soldaten stellten die frühere Isolirung der Mühle her.

Der Abend brach zeitlicher wie sonst herein, dichte Nebel hingen über dem Strom, der sein Lied sang wie immer, bevor der strenge Frost ihn in die eisigen Fesseln schlug und ihn verurtheilte, stumm zu bleiben, bis der Sonne Gnadenstrahl ihm die Bande hinweg küssen würde.

# Neuntes Kapitel.

## Nachtscenen.

Euphrosine ruhte im tiefen Schlafe auf dem Lager, wo wir sie am Morgen trafen — die beiden als Gensd'armen verkleideten Marodeure kehrten in die Mühle zurück, nachdem sie draußen den Inhalt der empfangenen Börse getheilt hatten.

Jetzt ist unser Tagewerk vollbracht, sprach Jean sich zum Tische setzend, während François sich daran machte, dem Feuer im Ofen neue Nahrung zuzuführen; es gäbe einen prachtvollen Abend, wenn unsere Vorräthe nicht schon zur Neige gingen.

Verzehren wir den Rest, rieth François.

Und Morgen, was beginnen wir Morgen?

Wer wird an Morgen denken, wenn man heute Lust zum Speisen hat. Morgen muß unser Mann Rath schaffen oder wir frikassiren ihn in selbsteigener Person.

Ihn frikassiren, lachte Jean, ha, ha, ha, ein drolliger Gedanke, sehr drollig, es steckt was dahinter, warum sollte man den Bauer*) nicht frikassiren, er ist reich.

Wenn er nur auch sein ganzes Geld stets bei sich trüge! meinte François, nun ebenfalls am Tische Platz nehmend.

*) Die französischen Soldaten unter Napoleon nannten jeden Civilisten einen Bauer.



Pst, pst!

Was hast Du?

Horch einmal!

Todtenstille — Beide lauschten mit großer Aufmerksamkeit.

Ich höre keinen Laut aus dem Walde herüber! . . .

Dummkopf, murmelte Jean, was horchst Du nach dem Walde? Das Geräusch kam von unten . . .

Von unten? Wahrscheinlich aus der Tiefe des Stromes herauf, von irgend einer Fee! Ha, ha, ha! Und er nennt mich einen Dummkopf!

Eine Weile nach dieser spöttischen Bemerkung François sagte der Andere:

Es ist nichts, ich habe mich getäuscht, fahren wir in unserem früheren Gespräche fort.

Wir verblieben, wenn ich nicht irre, beim Frikassé?

O nein, berichtigte Jean, wir sprachen gerade vom Gelde und da sagtest Du . . .

Daß er leider sein Geld nicht fortwährend bei sich trage. So ist es auch, und das ist einfältig!

Was liegt daran? Wir machen es wie die römischen Banditen und bestimmen ein Lösegeld . . . .

Und lassen uns dann sammt dem Lösegelde hängen! grinste François, in diesem barbarischen Lande ist man nicht in Italien, wo Höhlen und Schluchten Sicherheit und Hinterhalte gewähren; säßest Du nicht lieber im Bauch der Erde, wie in dieser verdammten Mühle . . .

Teufel, was ist das? rief Jean abermals und sprang erschrocken vom Sitze.

Was hast Du schon wieder?

Diesmal ist's Ernst.

Monsieur Jean, es will mir bedünken, als fürchten Sie sich?

Sprich das noch einmal und wir stehen auf der Mensur! Hörst Du denn nicht?

Was soll ich denn wieder hören?

Das Rollen der Mühlräder — bis jetzt standen sie stille — und nun bewegen sie sich.

Meiner Treu, Du hast recht, in der Mühle geht was vor! rief nun François ebenfalls vom Stuhle springend.

Beide horchten mit athemloser Spannung und vernahmen Rollen, Knarren und Aechzen, wie schwere Räder es stets hervorbringen, wenn sie mit trockenen Achsen sich in ungeschmierten Lagern bewegen.

Die zwei Marodeure standen sich gegenüber.

Der aus dem Ofen fallende Flammenschein beleuchtete die wilden Gestalten, die sonnverbrannten Gesichter.

Beide sahen sich fragend an — Einer schien den Entschluß des Andern abzuwarten.

Die Pistolen zur Hand! kommandirte François.

Im Nu brachte jeder zwei Pistolen zum Vorschein, deren Pfannen und Schlösser untersucht und in Ordnung befunden wurden.

Am Ende, murmelte Jean, stören wir unsere Unterhaltung wegen einer zufällig gelösten oder gesprungenen Kette.

Man befestiget Mühlräder nicht leichtfertig, erwiederte der Andere, am allerwenigsten thut das ein Eigenthümer, der sein Gewerk auf eine gewisse Dauer verpachtet, wie es bei dieser Mühle der Fall ist.

Du meinst also?

Daß hier etwas vorgeht! wiederholte François seine schon einmal ausgesprochene Ansicht.

Nach einer Pause: Jean, zünde die Kerze in der Laterne an, es ist immer gut, Licht zur Hand zu haben!

Die Weisung wurde befolgt.

Während Jean vor dem Ofen kniete, räusperte er sich einige Male, dann rief er plötzlich aus:

Alle Teufel, der Rauch qualmt in die Stube herein, der Luftzug im Ofen ist gehemmt.

Mordieu, murmelte der Andere, man hat außen die Röhre verstopft!

Nun ist's außer Zweifel, das ist Vorposten-Geplänkel.

Es wird eine schlimme Nacht geben! versetzte François.

Wir haben schlaue Feinde am Leibe.

Wenn man nur wüßte, wie Viele ihrer sind —

Jedenfalls mehr, als wir, meinte Jean.

Teufel, um so schlimmer!

Oh, oh, der Rauch!

Wenn wir noch fünf Minuten in der Stube verweilen, ersticken wir. Ich werde das Fenster öffnen.

Leise, damit man Dich nicht höre!

Die einströmende frische Luft ließ die Soldaten nach und nach leichter athmen.

François hielt beide Pistolen schußfertig in den Händen, Jean hatte nur Eine in der Rechten, die zweite unterm Arm, in der Linken trug er die Laterne.

François, ich habe einen Gedanken.

Laß hören!

Ich vermuthe, wir sind die Uebermacht.

Worauf gründest Du die Vermuthung?

Wenn die Mehrzahl auf Seite der Feinde wäre, würde man uns attaquiren.

Du magst Recht haben.

Daraus folgt, daß wir angreifen müssen.

Teufel, was gibt es schon wieder?

Man wirft etwas in's Wasser.

Wieder ein Wurf!

François eilte an's Fenster.

Die Nacht ist rabenfinster, murmelte er, man sieht nicht fünf Meter weit.

Plumps, schon wieder ein Fall.

Ich möchte nur wissen, sagte François, zu seinem Gefährten zurückkehrend, was draußen vorgeht?

Ah! ah! ich glaube es zu errathen.

Nun, was denn?

Man wirft die an die Mühlenwand angelehnten Pfosten in den Strom, damit wir den Steg nicht mehr herstellen können.

Man sperrt uns also den Rückzug ab.

Der Feind scheint seines Sieges gewiß.

Diese Maßregel bedeutet: „Kampf bis auf den Tod!"

Ja, ja, seufzte jetzt Jean, Du hast Recht, es wird eine schlimme Nacht geben.

Komme was da wolle, wir dürfen nicht müßig bleiben.

Allons, vorwärts.

Aber das Mädchen? fragte François.

Bah, wer kümmert sich um eine fremde Sache, wenn es die eigene Sicherheit gilt! Ueberdies hat sie zum Glücke ihr Theil und wird durch einige Pistolenschüsse nicht erwachen. Siegen wir, so bleibt sie uns, unterliegen wir, dann ist ohnehin die ganze Partie verloren.

Bruder, Deine Schlüsse sind falsch.

Wie so?

Man greift uns vielleicht eben wegen dieses Mädchens an, meinte Jean.

Ist nicht wahrscheinlich; doch wenn auch, was ändert das an der Sache?

Viel, sehr viel! Es ist möglich, daß nur Einer von uns fällt und der Andere am Leben bleibt, wenn nun morgen der Bauer kommt und findet den Uebergebliebenen allein in der Mühle, was dann?

Du hast recht, wir müssen angreifen und dürfen zugleich auf das Mädchen nicht vergessen. Folge mir!

Beid\ verließen vorsichtig die Stube, deren Thüre sie hinter sich schlossen.

Jean verbarg die Laterne unter dem Soldatenmantel.

Nun wollen wir rekognosciren, flüsterte François, nicht voreilig gefeuert, im Nothfalle gut gezielt, wir haben vier Schüsse, jeder muß treffen. Solltest Du an dieser Thüre Geräusch vernehmen, so kehre rasch zurück. Ich werde mich in keinem Falle weit von hier entfernen, damit ja Niemand in die Stube gelange.

Beide fingen nun an Schritt um Schritt mit äußerster Vorsicht vorwärts zu schleichen, wobei sie ihre stechenden

Blicke durch das Dunkel sendeten, um jede Gefahr wo möglich aus der Ferne zu erspähen.

Während dem ereignete sich in der von ihnen verlassenen Stube folgender Auftritt.

. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .

Der ganze Bau der Mühle ruhte, wie dies bei fast allen Donaumühlen in dieser Gegend der Fall ist, auf zwei langen spitzen Kähnen, welche durch Balken von einander gehalten und gleichzeitig daran befestiget sind.

Die beiden Kähne bilden der Länge nach die Stützlinien für die Enden der starken Pfosten, welche eng an einander geschlossen, den Fußboden der Mühle abgeben.

Die ganze Basis des Baues ist am Flußgrunde fest geankert, und zwar derart, daß die Kähne, von denen man übrigens nur die vier Schnäbel sieht, mit dem Ufer parallel laufen.

Diese innern Räume der Kähne dienen den Mühlenbewohnern gewöhnlich als Keller und sind der ganzen Länge nach praktikabel. Aus dem Innern der Mühle führen Fallthüren hinab.

Die Wohnstube in der Mühle hatte vier gleich lange Wände.

Zwei davon trennten sie von dem Innern des Baues, die dritte Wand, mit einem Fenster versehen, lief parallel mit dem diesseitigen Ufer und die vierte Wand, wo das Fenster die Aussicht stromaufwärts gewährte, bildete einen Theil der zwischen zwei Schnäbeln emporragenden kürzeren Wand des ganzen Baues.

Die Soldaten hatten die Stube kaum verlassen, so erhob sich vom Boden des ersten Kahnes, so bezeichnen wir

denjenigen, der dem Ufer näher stand, eine Gestalt, schob einen jener langgestielten Haken, die in Mühlen in zahlreicher Menge vorhanden sind, gegen das von vorhin offen gebliebene Fenster, und hakte ihn in den untern Rand ein. Darauf wand sie sich flink und leicht längs der Stange zum Fenster schräg hinauf und schlüpfte in die Stube.

Dies Alles währte vom Momente des Erscheinens der Gestalt nicht ganz Eine Minute.

Kaum befindet sich die Gestalt in der Stube, so ruft sie mit gedämpfter Stimme: „Mamsell Euphrosine, Mamsell Euphrosine, wo sind Sie?

Keine Antwort.

Mein Gott, wo sind Sie, Mamsell Euphrosine, Sie schlafen doch nicht?

Es erfolgte, wie wir leicht begreifen, wieder keine Antwort.

Diesmal erkennen wir an der wenn auch gedämpften Stimme, daß die Rufende eine Frau ist, noch mehr, wir erkennen in ihr eine gute Bekannte, die — Flüglerin.

Mein Gott; murmelte die Soldatenwitwe vor sich hin, sie meldet sich nicht, und sie befand sich doch Nachmittags am Fenster dieser Stube. Sollten die Räuber sie in ein anderes Behältniß der Mühle genöthiget haben?

Während dieser Worte durchspähte sie die dunkle Stube und da sie nichts wahrzunehmen vermochte, eilte sie zum Ofen, zog ein angebranntes Stück Holz heraus und bediente sich dessen statt einer Leuchte.

Jetzt gewahrte sie den finstern Verschlag — darin das Bett und auf demselben die Gesuchte.

Sie eilte darauf los.

„Mamsell Euphrosine, flüsterte sie ihr zu, wachen Sie doch auf, ich bin es, die Flüglerin; oh, oh, ich rüttle sie und sie regt sich nicht, .. heiliger Gott... nein, nein... es ist nichts... sie athmet... ihr Puls wogt stark und gesund... sie lebt... aber welch ein fast ungewöhnlicher Schlaf!... Mamsell Euphrosine... erwachen Sie doch... ich will Sie retten... oh, oh, nicht möglich, sie zu erwecken; sie schläft fort... oh, ein Gedanke... so ist's... die Schurken haben ihr Schlaftrunk gegeben... wer weiß, was sie im Schilde führen.., die Gefahr ist größer, wie ich geglaubt... fort mit ihr... fort mit ihr!“

Und nachdem sie das brennende Holz zurück in den Ofen getragen, hüllte sie die Jungfrau in den Mantel, mit dem sie bedeckt war, schlang ihren Arm um deren niedliche Taille und eilte mit ihr zum Fenster, auf welches sie sich unbeirrt von der Last schwang.

Hier umfaßte sie die Schlafende blos mit dem linken Arm, umklammerte mit der freigewordenen Rechten die Hakenstange und ließ sich sammt ihrer Bürde in den Kahn hinabgleiten.

Nun machte sie eilig den Haken los, zog ihn an sich, um ihn an seinen Platz zu legen.

Doch an dieser Stelle war ihres Bleibens nicht, sie kroch daher mitsammt ihrer Beute bis in den Bauch des Kahnes, wo sie Euphrosine auf den Boden legte und sich an ihrer Seite niedersetzte, um mit sich zu Rathe zu gehen.

Der Leser wird die Lage der Frau Rosl, ihre Wünsche und ihr Vorhaben am besten kennen lernen, wenn wir ihre Gedankenreihe, in Worten verkörpert, wiedergeben.

Der Schlaf Euphrosinens ist ein Zwischenfall, der mich zwingt, neue Entschlüsse zu fassen. Ich hatte gehofft, von ihr die Dispositionen des Feindes zu erfahren, genaue Kunde über das Terrain u. s. w. zu erhalten, ich würde dann darnach mein Vorhaben regulirt, die Schurken angegriffen und umgebracht haben, Euphrosine wäre mir zu Handen gewesen und wir hätten uns entweder eine Zeitlang in der Mühle gehalten, oder wären stromabwärts geflüchtet — nun aber sitze ich da, weiß nicht, wie es oben aussieht oder was vorgeht? Wenn die Spitzbuben in die Stube zurückkehren und ihren Raub vermissen, dann wird der Tanz angehen, dann wird es heißen, sich mit einem Knittel oder Ruder gegen Schießgewehre vertheidigen, denn an eine unbemerkte Flucht zu Wasser ist mitsammt meiner Schwimmkunst in der Nacht mit einer schlafenden Person ohne einen Nachen nicht zu denken, daher heißt es ausharren und sich seiner Haut wehren, so gut man kann. Vertheidigen oder angreifen? Welches von Beiden ist in meiner Lage vortheilhafter? Bis jetzt habe ich offensiv manövrirt. Ich habe die Mühlräder entfesselt, weil ihr Geräusch mir zu Nutzen kam, ich habe den Spitzbuben den Rückzug abgeschnitten, es wäre denn, daß es ihnen beliebte, im November ein kaltes Bad zu nehmen, ich zwang sie, mir das Fenster zu öffnen, indem ich die Mündung der Ofenröhre verstopfte, das Alles war zweckgemäß; es heißt zwar, man soll dem Feinde goldene Brücken bauen, daran hält man sich jedoch nur, wenn man keine Hoffnung hat, ihn ganz aufzureiben, ich aber habe diese angenehme Hoffnung noch keinen Augenblick lang aufgegeben, trotz des Todesschlafes der kleinen Herzogin. Was soll ich also beginnen? Die

Nacht darf nicht unbenützt verstreichen, was geschehen soll, muß während der Dunkelheit vollbracht sein, denn das Tageslicht verdreifacht die Gefahr. Herrgott von Mannheim, schenk' mir nur jetzt einen klugen Gedanken, damit ich dem Franzosengesindel die Spitzbubenseelen aus den Leibern kitzle, wie ich einst als Kind die Grillen aus den Löchern gekitzelt.

Nach diesem inbrünstigen Wunsche versank die Flüglerin in Nachdenken, bis ein Geräusch, welches den Kahn herabdrang, sie aufstörte.

Was war das für ein Geräusch, was hatte sich indessen oben zugetragen?

Wir werden es gleich erzählen.

Die Marodeure hatten die Kammer, die Mühlenhalle rekognoscirt, nichts entdeckt und kehrten wieder in die Stube zurück.

Beide waren blaß und noch unruhiger als vorher.

Ich habe nichts entdeckt, flüsterte Jean.

Ich auch nicht, der Andere.

Mir kommt es in der verfluchten Mühle nicht geheuer vor.

Du glaubst doch nicht an Gespenster?

Warum nicht? Ich sage dir, es spukt.

In Deinem Gehirne.

Wenn es kein Spuk ist, wo ist denn der Feind?

Dummkopf, wenn ich es wüßte, hätte ich ihm schon lang heiß Blei durch den Kopf gejagt —

Kobolde sind's, die uns necken.

Wenns nur dabei bliebe, könnten wir zur Buße ein Paar Fasttage halten.

Du fängst zeitlich an zum Kreuz zu kriechen.

Die verdammten Mühlräder, ihr Kreischen und Aechzen ist mir unausstehlich. Geh, Jean, schließ das Fenster, es ist höllenmäßig kalt herin.

François, Du hast dem Regimentskaplan wenig Aufmerksamkeit gewidmet, er behauptet, in der Hölle sei es unglaublich heiß und er muß es besser wissen wie Du.

Du kannst noch scherzen? Ich wollte, der Teufel hätte den Bauer mit sammt dem Mädchen geholt, dann schliefen wir anderswo ruhiger.

Weil du eben von dem Mädchen und dem Schlafe redest, sagte Jean, so will ich nach der Dame sehen.

Und die Laterne vor sich hinhaltend, schritt er dem Verschlage zu.

Million Teufel und Donnerwetter — das Bett ist leer! —

Auf diese Schreckenskunde stürzte François zu ihm und überzeugte sich von der Wahrnehmung seines Genossen.

Nun, Jean, sagte er spöttisch, glaubst Du noch an Kobolde? Es müssen starke Kobolde sein, die ein schlafendes Mädchen stehlen.

Wahr ist's, Gespenster stehlen nicht, wir haben es mit Menschen zu thun, durch die Thür ist indessen keine Seele entkommen!

Folglich können sie nur durchs offene Fenster entwischt sein.

Ins Wasser?

Ich zweifle.

Vielleicht hielten sie einen Nachen in Bereitschaft?

Möglich.

Vielleicht auch — Teufel, ich hab's. Sie können sich in den Kähnen unter der Mühle vorborgen halten.

Parbleu, Du hast recht? Schnell hinab.

Halt, mein Junge, es gibt der Kähne zwei.

Du kriechst in den einen, ich in den andern. Jeder von uns schießt nach der Längenrichtung eine Pistole ab, wo es Lärm gibt, dort vereinigen wir uns schleunigst. Wir wollen die braven Leute mit Pulver und Blei regaliren, eine Ehre ist der andern werth. Die Laterne bleibt hier in der Stube zurück.

Hurtig an unsere Posten!

Das Geräusch nun, welches die Marodeure hervorbrachten, indem sie die Spitzen der Kähne zu erreichen strebten, das war es, was die Flüglerin vernahm, und die Pläne der Gegner ahnend, faßte sie rasch einen Entschluß, um deren Absichten zu vereiteln.

Eine Minute verging — die Position war genommen — ein Pistolenschuß erdröhnte dumpf in dem einen Souterrain der Mühle — gleich darauf ein zweiter in dem andern.

Die Kugeln schlugen in den Schnabel am andern Ende des Kahnes — in den Kähnen selbst regte sich nichts, und herrschte nach den Schüssen die tiefste Stille.

Es ist eine Eigenthümlichkeit selbst der tapfersten Naturen, daß unbekannte Gefahren ihnen ein Grauen einflößen, während sie offenen Angriffen aufs Muthigste begegnen.

Die beiden Soldaten, sonst verwegene Bursche, die nicht leicht vor einem Unternehmen zurückschrecken, machten heute die nämliche Erfahrung.

Sie trugen die Ueberzeugung in sich, daß ihnen ein gefährlicher Angriff bevorstehe, allein der Feind verstand es, sich und sein Unternehmen in ein geheimnißvolles Dunkel zu hüllen, und das machte sie zagen, und erfüllte sie mit Bangen.

Zum zweiten Male unternahmen sie es, ihren Feind zu entdecken, und zum zweiten Male blieb der Erfolg aus.

Was nun beginnen?

François, welcher sich in dem vordern Kahne befand — in demselben, wo sich die Flüglerin mit der schlafenden Euphrosine verborgen hatte — beschloß, in die Stube zurückzuklettern, und dann seinen Gefährten folgen zu lassen.

Um Jean seinen Entschluß mitzutheilen, trat er an den Rand des Kahnes; noch aber hatte er nicht den ersten Laut über die Lippen gebracht, als ein fürchterlicher Schlag auf die Schulter, der aber dem Kopfe vermeint war, fehlging, ihn aufschreien und taumeln machte — seine zweite Pistole entlud sich, die Kugel pfiff durch die Luft, und fast gleichzeitig schleuderte ihn ein kräftiger Arm über Bord, daß er kopfüber in den Strom stürzte.

„So, mein Student, murmelte die Flüglerin, bis Du zu Athem kommst, hoffe ich mit dem Andern fertig zu werden, Ihr seid nur Zwei, und Eins gegen Zwei hab' ich noch nie zurückgewiesen. Jetzt schnell hinauf in die Mühle.“

Die Maßregel, welche Frau Rosl vorhin, als sie das Geräusch vernahm, ergriff, war eine einfache. Da sie sich im Bauche des Kahnes, also an seiner weitesten und tiefsten Stelle, befand, so legte sie sich hart neben Euphrosine der Länge nach auf den Vorderleib auf den Boden hin, entschlossen, je nach den Umständen selbst anzugreifen, im Falle

eines Angriffes sich auf Aeußerste zu wehren. Die hier und dort fallenden Schüsse brachten sie nicht aus der Fassung, sondern ließen sie eine Minute lang lauschen, und da sie keine Bewegung gegen sich vernahm, begann sie wie eine Schlange sich vorwärts zu winden, und gelangte in die Nähe François, wo sie den erzählten Angriff mit Blitzesschnelle ausführte.

Jean, der im andern Kahne den Schrei seines Kameraden, den Pißolenschuß und den Fall ins Wasser gehört hatte, wurde von einem panischen Schrecken erfaßt und verlor sich in die Tiefe des Kahnes.

Entschlossen, dem engen doppelt finstern Raume, wo der Angegriffene stets im Nachtheile ist, zu entkommen, kroch er rasch vorwärts, bis er an einen Gegenstand stieß, den ihn sein Tastsinn als Stufen einer Treppe erkennen ließ.

Es ward ihm sogleich klar, daß die kurze Stiege in das Innere der Mühle führe, und er beeilte sich, dies zu erreichen.

Die Fallthüre war nicht geschlossen, er hob sie ohne Mühe auf und betrat die Mühlenhalle.

Seine Absicht ging dahin, sich in einem Winkel bis zum Tagesanbruch zu verbergen und sich einen Abzug von diesem Höllenorte zu erkämpfen.

Die Mühlenhalle war ihrer Länge nach durch eine Gattung von Bogengängen in zwei ungleiche Theile gesondert.

Der größere Theil enthielt die Mahl- und Mehlkammer, der kleinere bot Raum dem einfachen Mechanismus, der die unterschlächtigen Räder mit dem Mahlapparat in Verbindung setzt.

Von hier aus geschah die Sperre der Räder; von hier versah man die Reparaturen; von hier aus wurde der Gang des Triebwerkes und des Mahlapparates regulirt u. s. w.

Jean, der am Tage Zeit genug hatte, die Einrichtung der Mühle in Augenschein zu nehmen, hütete sich, diesen Theil zu betreten, denn hier gab es keinen Versteck, wohl aber am Boden zahlreiche Hindernisse, die den Gang oder Lauf selbst am Tage unsicher machten und dadurch eine Vertheidigung erschwerten.

Der Marodeur, die am Tage beobachtete Gelegenheit in seinem Geiste durchfliegend, beschloß, sich hinter einem Mahlwerke zu verbergen, wo besonders der Schüttkasten ihm einen vortheilhaften Schirm bot.

Um aber dahin zu gelangen, mußte er sich durch einen Theil der Mahlkammer durchtappen, was er, nachdem er seine vorhin abgeschossene Pistole geladen hatte, vorsichtig genug begann.

Plötzlich fiel in diese egyptische Nacht ein Lichtschein und beleuchtete einen Theil der Kammer, der Soldat fuhr zusammen, wendete sein Anlitz instinktgemäß der Stelle zu, woher das Licht kam.

Auf einem aufgestellten Fasse sah er die Laterne, die er und sein Kamerad in der Stube zurückgelassen hatten.

Beide Hände vor sich ausgestreckt, in jeder eine Pistole, stierte Jean nach einer Stelle, wo er die Bewegung eines menschlichen Kopfes wahrzunehmen glaubte.

Er drückte eine Pistole los — Blitz und Knall — die Kugel schlug in einen breitkrämpigen Hut, der an der Wand hing und das Auge des Soldaten täuschte.

Einen Moment später, der Rauch der entladenen Pistole hatte sich noch nicht zertheilt, schnellte die hinter dem Fasse kauernde Flüglerin vom Boden empor und stürzte sich gegen den Feind.

Diesmal irrte sich Frau Rosl doppelt.

Erstens glaubte sie den Standpunkt des Soldaten viel näher, als er wirklich war, zweitens war sie der Meinung, ihr Feind besitze nun keine geladene Pistole mehr.

Jean sah kaum eine Gestalt sich bewegen, als er seine zweite Pistole entlud.

Der Schuß erschüttert zum zweiten Male die Mühle — kurze Stille — dann stößt die Flüglerin einen Wehruf aus und sinkt zu Boden.

Jean eilt zur Gefallenen, um ihr, wenn nöthig, den Gnadenstoß zu geben.

Er bückt sich zu ihr nieder, fühlt sich jedoch blitzschnell von zwei Armen umstrickt und zu Boden gerissen.

Die Kriegslist der Flüglerin verbesserte den Irrthum von vorhin.

Einige Sekunden lang wälzten sich Beide auf dem Boden, wobei dem Soldaten die Pistolen entfielen.

Jean war indessen ein gewandter Ringer — seine Zehen an den Boden stemmend, gelang es ihm, sich zur knieenden Stellung emporzuringen, doch leistete er damit der Flüglerin gegen seinen Willen einen guten Dienst, denn da ihr Eisenarm seinen Hals nicht losließ, riß er sie mit sich auf und beide Gegner knieten einen Moment sich lang gegenüber.

Plötzlich, wie von Einem Gedanken ergriffen, hoben

Beide sich gleichzeitig empor, dienten sich wechselseitig zur Stütze und kamen rasch auf ihre Füße zu stehen.

Der Kampf wurde von Schelten, Flüchen und Keuchen begleitet.

Frau Rosl kreischte in Einem fort: „Hund, Brigand, wirst noch schießen? — Schuft, willst braves Weib erschießen? — Da, Coujon, schieß, bougre, Räuber, Hund schieß, Lump schieß!“

Jean, auf seine Gewandtheit bauend, glaubte, wenn er einmal aufrecht stand, das Weib leicht besiegen zu können, er irrte sich, Frau Rosl, welche am Thury seinem Kameraden Stand hielt — der Marodeur hatte die Gehaßte bereits erkannt — brauchte auch ihn noch weniger zu scheuen.

Jean war an Gewicht leichter wie sein Spießgeselle, einige Kraftproben von Seite der Gegnerin ließen ihn erkennen, daß der Ringkampf zu seinem Nachtheile ausschlagen würde, er beschloß daher, sich ihm zu entziehen und den Krieg in einer andern Gestalt fortzusetzen.

Zu diesem Zwecke konzentrirte er seine ganze Kraft in den Armen und preßte die Weichen der Gegnerin, daß sie aufkreischte und ihre Arme ein wenig lüftete. In diesem Momente entriß sich der Soldat der Fessel von Fleisch und Knochen und entfloh.

Frau Rosl, durch das unerwartete Manöver einen Augenblick lang konsternirt, faßte sich rasch und stürzte ihm nach.

Jean hatte die Absicht, sich in den Schutz der Dunkelheit zu begeben und nahm den Weg in den Hintergrund gegen das Mahlwerk.

Die Flüglerin war hinter ihm, sie gedachte nicht, von ihrem Opfer zu lassen.

Der Marodeur, bestrebt, einen Vorsprung zu gewinnen, huschte in Schlangenwindungen vorwärts und gerieth dabei hinter die Mahlkammer, wo freilich das tiefste Dunkel herrschte, wo aber auch der Boden, wie bereits erwähnt, seine Flucht nicht eben begüngstigte.

Plötzlich hörte die Flüglerin vor sich einen Fall, — im Nu ist sie zur Stelle — hat den Feind von rückwärts umschlungen und hebt ihn hoch in die Luft wie einen Ball.

Diesmal, schreit sie ihm zu, ist's aus mit Dir! Bet' „Vater unser," Franzos'!

Ein schrecklicher Gedanke durchfliegt ihr Gehirn.

Kaum drei Schritte von ihr entfernt, rauschen die Mühlräder.

Kujon — Vaterunser! schreit sie nochmals dem Soldaten zu, der vergebene Anstrengungen macht, sich den Eisenklammern zu entwinden.

Und immer enger ihn zusammen pressend, daß ihm schier der Odem vergeht, schreit sie noch einmal: „Nix beten, Hund?"

„Pardon — pardon!" hauchte der Marodeur, der jetzt die entsetzliche Absicht seiner Siegerin wahrnahm.

Nix Pardon — bei Gott ist Pardon! schrie die Flüglerin und schleuderte den Soldaten gegen das Mühlrad.

Ein Schrei und er hing am Rade, mit den Händen eine der Schaufeln umklammernd.

Das Rad schleift den Leib mit sich, durch die Fluth, durch die Luft — einen Moment lang flicht sich der Körper daran, wird hinweg geschleudert, aber noch immer

halten die Hände fest — dreimal wälzt sich das Rad um die Achse und dreimal wirbelt es den Soldaten im Kreise herum — und dreimal dringt sein Angstruf zur Flüglerin — jetzt ist seine Kraft erschöpft, die Hände geben nach und die schäumende Fluth reißt ihn mit sich fort — er verschwindet in der Tiefe.

Der hat es überstanden! murmelte die Flüglerin, die nicht von der Stelle wich, sondern hinab in die Fluth stierte, bis der Körper versunken war.

Dann sich mit dem Rücken der Hand den Schweiß an der Stirne trocknend, eilt sie zurück in die Mahlkammer, um die stehen gebliebene Laterne zu nehmen, und damit die Fallthüre zu suchen, welche in den vorderen Kahn hinabführte, wo sie die Herzogin vom Thury zurückgelassen hatte.

Nach wenigen Minuten ruhte das bewußtlose Mädchen wieder auf dem nämlichen Lager, von wo es vorher entfernt worden war und Frau Rosl ging eben mit sich zu Rathe, was sie weiter beginnen solle, als ein neues Ereigniß, oder vielmehr die Vorboten eines solchen, ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen.

Die Flüglerin saß auf einer Bank in der Stube, auf dem Tische vor ihr stand die Laterne und lag ein den Soldaten gehöriger Säbel, dessen sie sich zu bedienen gedachte, wenn der erste „Student," den sie in den Strom geschickt hatte, wieder zum Vorschein kommen würde.

Da das unfreiwillige Bad seine Schießwaffen — wenn er solche noch besaß — unbrauchbar machen mußte — hoffte sie, seiner bald Meister zu werden.

Während sie also ruhig dasaß, bemerkte sie eine zit-

ternde Bewegung in der Stube, die sie schon früher draußen wahrgenommen haben würde, wenn nicht der Eifer des Kampfes ihr ganzes Denk- und Fühlvermögen beschäftigt hätte.

Dem ganzen Bau, der vorher unbeweglich stand, theilte sich eine gewisse Unruhe mit, die von Minute zu Minute stärker wurde.

Die Flüglerin sprang auf, ergriff den Säbel und horchte.

Noch wußte sie nicht, was vorging, aber ihr ahnte Böses, mehr als das, sie sah Schreckliches voraus.

In diesen matervollen Minuten, — martervoll wegen der Ungewißheit, in der sie schwebte — fiel ihr Blick zufällig auf den Tisch und sie bemerkte, daß dessen Platte eine, wenn auch sanft geneigte schiefe Ebene bilde.

Was ist das? murmelte sie, ist der Tisch unregelmäßig erzeugt, oder ....

Ein räthselhaftes Knarren machte ihr die weiteren Worte in der Kehle stocken; gleichzeitig trat eine Stille ein, deren Grund sie sich augenblicklich nicht zu erklären vermochte, — daher ein kurzes Sinnen — dann durchfährt sie ein Gedanke und sie ruft: „Allmächtiger, der Gang der Mühlräder stockt, was geht draußen vor?

Und mit der freien Hand die Laterne ergreifend, stürzt sie hinaus.

Sie eilt zur Stelle, von wo sie vorhin Jean dem Tode überliefert, tritt an die äußerste Kante der Mühle, bückt sich mit der Leuchte hinab gegen den Strom und gewahrt den Wasserspiegel die untere Hälfte der Räder fast überragend, was natürlich ihr Stillstehen herbeiführen mußte.

Allmächtiger, murmelte die Flüglerin, sollte es möglich sein . . . . ?

Sie wagte den Gedanken nicht auszudenken, sondern eilte zurück zum Eingange der Mühle, riß die Thüre auf, hielt die Leuchte hinaus gegen den Strom, und gewahrte nun zu ihrem Entsetzen, daß dieser Theil der Mühle sich gehoben hatte, während der jenseitige, den Rädern nach zu schließen, sich senkte.

Um sich darüber Gewißheit zu verschaffen, kehrt sie laufend zur Stube zurück, untersucht die Tischplatte und findet sie noch mehr wie früher geneigt.

Allmächtiger, ruft sie jetzt laut aus, die Mühle neigt sich immer tiefer stromeinwärts, wenn dem nicht Einhalt geschieht, geht der ganze Bau in Trümmer!

Woher aber das fürchterliche Ergebniß!

Die Flüglerin hat diese Frage kaum an sich gerichtet, als sie auch schon dahineilt, wo sie die Antwort zu finden hofft.

Sie öffnet die Fallthüre zum rückwärtigen Kahne, will die Treppe hinab, aber schon auf der vierten Stufe fühlt sie den Fuß im Wasser —

Ein Schrei der Ueberraschung, das schreckliche Räthsel war enthüllt, der Kahn hatte einen Leck bekommen!

Je mehr das Wasser eindrang, je höher er sich füllte, desto tiefer begann er zu sinken, und zog diesen Theil der Mühle mit sich, wodurch der jenseitige sich natürlich heben mußte.

Doch das war noch nicht Alles, was Frau Rosl hier erfuhr.

Sie hatte kaum den Schrei ausgestoßen, als ihr ge-

genüber von der Spitze des Kahnes ein Wimmern herabdrang.

Das Wasser im Kahne hinderte sie dahin zu eilen, sie rief daher hinüber: Wer ist's?

Panore François — hilf blessirt — oh mon dieu, mon dieu! wimmerte es zur Antwort.

In der Seele der Flüglerin begann es jetzt vollkommen hell zu werden.

Der Blessirte war der erste „Student," den sie in den Strom gesendet hatte; er mußte diesen Kahn erreicht und sich hinein gerettet haben. Die steigende Fluth im Kahne zwang ihn, sich zu dessen aufwärts geneigter Spitze zu retten und von hier aus rief er ihre Hilfe an.

Sollte der Elende in ohnmächtiger Wuth das Leck im Kahne gebohrt haben?

Das werd' ich gleich erfahren, dachte die Flüglerin, verließ den Kahn und lief zurück in die Stube, wo sie sich wieder mit Hilfe eines Hackens aus dem Fenster zur Spitze des Wasser gefüllten Kahnes hinüberschwang.

Auf der Seitenkante sitzen bleibend, und die Laterne vor sich hinhaltend, gewahrte sie die zusammengekrümmte Gestalt des Gensdarmen auf dem Boden liegend.

Sein falscher Bart war im Wasser verschwunden — Frau Rosl bekam sein natürliches Gesicht zu sehen und erkannte ihren Feind vom Thury.

Und wie sie ihn, erkannte der Marodeur auch sie und begann nun vollends zu zittern, die Angst des Todes überkam ihn.

Die Flüglerin hatte ihn kaum ersehen, so sprang sie

vom Zorn übermannt in den Kahn, schwang den Säbel über dem Haupte des Unglücklichen und schrie:

Also wieder derselbe Schuft? Was haben wir Dir gethan? Hast Du den Kahn angebohrt?

Eine Pantomime verdollmetschte dem Soldaten die Frage — worauf dieser noch heftiger zu jammern begann, was seine neue Schuld hinlänglich konstatirte.

Die Flüglerin, von Wuth entflammt, schrie ihm zu: „Stirb, Hund!" und hob zum Todesstreiche aus, da wimmerte François: „Pardon — blessirter Soldat — Pardon!" und der Arm der Soldatenwitwe sank, ihre Wuth begann sich zu kühlen.

Ein blessirter Soldat, murmelte sie finster, er ist zwar ein schlechter Kerl, aber er bleibt doch ein wehrloser Feind und einen solchen soll man nicht umbringen, das wäre nach unserem Dienstreglement eine niederträchtige Handlung und die begeht unsereins nicht. Er soll mein Gefangener sein, so ist's in der Ordnung!

Und zu dem Soldaten gewendet, rief sie etwas freundlicher:

Spitzbub, wo ist Blessur? Laß sehn!

Der Soldat wies mit der linken Hand nach der rechten Schulter, wo ein Beinbruch den Arm schlaff hinabhängen machte.

O, Du abscheulicher Mensch, schalt Frau Rosl, während Dein rechter Arm gebrochen ist, hast Du mit dem Linken gemacht „Bohr, bohr" in das Schiff? Pfui, das ist nicht schön von Franzos, das ist perfid', weil wir jetzt alle Drei werden müssen ersauf'.

O! nix sauf, nix sauf! flehte der Marodeur noch erbärmlicher.

Freilich, antwortete die Flüglerin, Dir wird man eine Extrawurst braten!

Darauf erfaßte sie den Soldaten, hob ihn auf die Stange des Hakens, befahl ihm diese mit dem gesunden Arm und den Beinen zu umschlingen und schob ihn ein Stück weit hinaus. Hierauf legte sie darneben einen zweiten Hacken an, dessen sie sich bediente, schob den Franzosen, an seine Fußsohlen sich stemmend, jedesmal um eine Armlänge voraus und rutschte dann an ihrer Stange hinterher.

Solcher Weise erreichte man das Fenster, wo sie zuerst einstieg, und dann ihren Gefangenen zu sich hinab hob.

Kaum hier angelangt, wurde sie durch ein Krachen an die Gefahr, in der sie Alle schwebten, erinnert.

Der Franzose jammerte — Frau Rosl wußte sich keinen Rath.

Einen Augenblick dachte sie daran, sich in den Strom zu stürzen und schwimmend das Stück von der Mühle bis zu dem abgebrochenen Steg zurück zu legen, wäre sie allein gewesen, sie hätte es gewagt, so aber kam sie gleich von dem Gedanken zurück, denn mit Euphrosine konnte sie das doppelt gefährliche Wagniß nicht unternehmen.

Sie dachte an die Herstellung der Verbindung zwischen der Mühle und dem abgebrochenen Stege, allein es waren keine vorräthigen Pfosten vorhanden und die dazu bestimmten hatte sie ins Wasser geworfen, was sie jetzt freilich zu spät bereute.

Während dieses peinlichen Sinnens verging abermals einige Zeit, während das Knarren und Krachen immer häufiger wurde.

Schon begann das Neigen der Mühle im Ganzen ein fühlbares zu werden, bald hier bald dort fiel ein Gegenstand um, bei dem der Schwerpunkt verrückt worden war. Das daraus entstandene Gepolter, so wie das Sausen, Brausen, Krachen und Knarren verursachte ein schreckliches Getöse, bei welchem nur der Muth und die Fassung einer Frau wie die Flüglerin sich behaupten konnte.

Auf einmal erdröhnte ein dumpfer Schlag, der die Mühle und Alles in ihr auf's Heftigste erschütterte. Tische, Bänke, Fässer und was sonst beweglich war, fiel auf den Boden, oder rollte und kollerte dem tiefsten Punkte zu; gleich darauf fühlte man ein Schwanken, ein Schaukeln des ganzen Baues.

Die Flüglerin stürzte zum Mühleneingange, um nach der Ursache des neuen Symptoms zu spähen — der verwundete Marodeur versuchte sich aufzurichten, vermochte es aber vor Erschöpfung nicht und begann nun neuerdings zu jammern.

Auf einmal hörte man Frau Rosl von draußen herein rufen: „Barmherziger — eine Ankerkette ist geborsten — der rückwärtige Theil der Mühle fängt an, sich zu drehen!"

Noch hielt eine Ankerkette die Mühle an dieser Stelle fest, wenn auch sie riß — und das war mit Recht zu befürchten — so verdoppelte sich die Gefahr und der Untergang der Mühle war beinahe unvermeidlich.

Die Flüglerin stürzte herein, und während sie das schlafende Mädchen in die Arme nahm, rief sie dem Soldaten zu: „Heraus — marsch — avancir — grand Malheur — sehr grand!" dann trug sie das Mädchen hinaus.

Da die eine Längenseite der Mühle sich immer tiefer senkte und dem Wasserspiegel immer näher kam, so nahm die Flüglerin auf der entgegengesetzten Seite Stellung.

Der Marodeur kroch ihr nach, er, der die Gefahr heraufbeschworen, wehklagte und jammerte, während die entschlossene Frau mit bewunderungswürdiger Fassung dem entscheidenden Momente entgegen sah und Alles aufbot, um ihre Geistesgegenwart nicht zu verlieren.

Das Getöse in der Mühle wuchs mit der zunehmenden Gefahr — Frau Rosl, jeden Augenblick auf den Untergang gefaßt, umklammerte Euphrosine, empfahl ihre Seele dem Himmel, behielt aber die Scene starr im Auge, um keinen Vortheil, der ihre Rettung ermöglichte, unbenützt zu lassen.

Abermals ein Schlag — eine wo möglich noch heftigere Erschütterung — die Flüglerin betet: „Barmherziger, steh uns bei!" — François jammert: „Mon dieu, mon dieu!"

Die zweite Ankerkette ist geborsten und die stark nach der Seite hängende Schiffmühle, von der Fluth getrieben, fängt an sich zu bewegen.

Schiffe, wenn sie nicht plötzlich durch eine Explosion wie Menschen am Schlage sterben, haben auf offener See wie diese ihren Todeskampf.

Einen solchen kämpfte jetzt die Schiffmühle.

Eine Weile trieb der Strom sie fort — der lecke Kahn schöpft immer mehr Wasser.

Sobald dessen Schwere überwog, mußte er sich senken, und die Mühle, wenn sie vorher nicht in Trümmer ging, mit sich in die Tiefe ziehen.

In dieser fürchterlichen Lage, dem Tode näher wie dem Leben, kehrte Frau Rosl sich auf einmal dem Soldaten zu und sagte:

„Lump, warum Du nicht mach' bitt, bitt? Warum Du lamentir? Wo ist Bravour, François? Wirst gleich sterb. Hier sauf', dort brat'! Da grand Wasser, dort grand Feu, le Diable wird hol der Franzos.

Die Flüglerin war mit ihrer erbaulichen Ermahnung eben zu Ende gekommen — als von unten herauf ein durch Mark und Bein dringendes Krachen erscholl, welches mehrere Sekunden lang anhielt und das letzte Röcheln der verscheidenden Mühle zu sein schien, darauf folgte ein fürchterlicher Stoß, der Alles, was in der Mühle noch stand, zu Boden schleuderte.

Frau Rosl drückte Euphrosine fester an sich.

Aber siehe da, der ganze Bau stand unbeweglich — der lecke Kahn war auf eine der zahlreichen Sandbänke der Donau aufgefahren.

Gleich nach dem Stoße, der wie das Unglück in der menschlichen Gesellschaft viele Bande zerriß oder lockerte, begannen einzelne Stücke und Trümmer sich loszulösen und fort zu treiben.

Die Fluth fing an von vielen Seiten einzudringen, die Gefahr erreichte den Kulminationspunkt.

In dieser entsetzlichen Situation bemerkte die Flüglerin, daß ein Theil der Seitenwand der Mühle sich loszulösen anfing und bald ein Spiel der Wellen sein würde.

Eine Idee durchfuhr ihren Kopf.

Rasch einen Haken ergreifend, begann sie an diesen Wandtheil zu stoßen, um dessen Loslösen zu beschleunigen.

Als diese erfolgt und das Wandstück in den Strom fiel, zog sie es mit den Haken heran, sprang darauf, um seine Tragfähigkeit zu prüfen.

Das Ergebniß war ein günstiges, die Flüglerin hatte ein Nothfloß erhalten, dem sie sich anvertrauen konnte.

Nun warf sie rasch einige Ruder, Haken und Stricke darauf — trug vorerst Euphrosine und dann den verwundeten Soldaten, ihren Gefangenen, wie sie ihn nannte, dahin und stieß mit dem Rufe: „Im Namen Gottes!“ von der Mühle ab.

Mit einem Ruder nachhelfend, beeilte sie sich, den Lauf des Flosses zu beschleunigen — sie that wohl daran.

Kaum hundert Ellen von der Mühle entfernt, vernahm sie von dorther ein neues Geräusch und zurückblickend gewahrte sie, wie der größte Theil derselben in Trümmer ging, so daß nur ein Wrack davon an der Sandbank haften blieb.

## Zehntes Kapitel.

### Neue Gefahr und Rettung. — Verständigung und Entschluß.

Das Nothfahrzeug, von Frau Rosl geleitet, rann, der Strömung folgend, glücklich hinab.

François lag unweit Euphrosine und schien das Mädchen um den tiefen Schlaf, in den es versetzt war, zu beneiden.

Die Todesgefahr, in welcher der Marodeur geschwebt, ließ ihn die Schmerzen seiner Wunde vergessen, jetzt, da jene zum Theil beseitigt war, begann er diese wieder peinlicher zu empfinden.

Er befeuchtete den wunden Arm oft mit Flußwasser, dessen Frische die Entzündung mäßigte und den Schmerz linderte.

Die Flüglerin, von der Leitung des Flosses in Anspruch genommen, behielt den Franzosen, dem sie noch immer nicht recht traute, fortwährend im Auge, was indessen überflüssig war, da die schrecklichen Ereignisse dieser Nacht eine gänzliche Umwandlung seiner Denkweise hervorgerufen hatten.

Die Todesangst und die körperlichen Schmerzen bewirkten in ihm eine günstige Umstimmung, seine Rache erlosch, die bösen Vorsätze schwanden, er sah in der muthigen Siegerin nicht mehr seine Feindin, sondern eine

Retterin, welcher er das Leben verdankte, obgleich er nach dem ihrigen gestrebt.

Die Nacht schritt ihrem Ende entgegen, ein frostiger Hauch strich über den Strom, im fernen Osten begann das erste Grauen des Tages sich bemerkbar zu machen.

Die Flüglerin schiffte rüstig fort, sie dachte nicht anzulegen, und nach Wien zurückzukehren, sondern führte Anderes im Sinne, was wir bald aus ihrem eigenen Munde vernehmen werden.

Die Donaustraße zwischen Wien und Preßburg befand sich damals in den Händen der Franzosen, ihre Patrouillen streiften zu Wasser und zu Lande und zogen ein, was ihnen verdächtig oder gefährlich schien, und belegten Alles mit Beschlag, was man ihren Requisitionen zu entziehen versuchte.

Einem solchen Wachtschiffe schwamm, als der Morgen angebrochen war, das Floß entgegen, wurde angehalten und Frau Rosl war plötzlich in eine neue Gefahr gerathen, die ihr große Unannehmlichkeiten bereitet hätte, würde nicht François sich dankbar erwiesen und den Sergeanten der Patrouille mit einem Lügengewebe umstrickt haben, zu Folge welchem dieses Weib ihn mit Gefahr ihres eigenen Lebens aus Räuberhänden befreit hatte, wobei sein verwundeter Arm als augenscheinliches Zeugniß dienen mußte.

Die Konversation, von welcher die Flüglerin nichts verstand, dauerte eine volle Viertelstunde, und das Ergebniß davon war, daß die Franzosen den verwundeten Gensd'armen zu sich in den Kahn nahmen, und das Floß seinen

Weg fortsetzen ließen, wofür sich Frau Rosl sehr höflich bedankte.

„Dieser „Student" dachte sie, ist ein dreimal durchgesiebter Hallunke, wer weiß, welche Lügen er seinen Landsleuten vorlamentirte, indessen er hat mir damit einen Dienst geleistet, und bewiesen, daß auch Spitzbuben manchmal dankbar sein können. Sein Leben lag in meiner Hand, ich verschonte es, obwohl er den Tod verdiente, und siehe da, gleich darauf ergibt sich eine Gelegenheit, wo er in die Lage kommt, mir's zu vergelten, und er hat's gethan, wofür er drüben einige Jahre weniger braten möge. Glückliche Euphrosine, die so viel Angst ersparte, so große Gefahren ahnungslos verschlief, wie wird sie erstaunen, wenn sie erwacht und mich sieht, und hört, was Alles, während sie schlief, vorging. Die arme Unschuld, wir schwebten selbander in großer Gefahr, doch der liebe Gott schützte uns, und dafür sei ihm unser frömmster Dank geweiht. Was schon so oft, habe ich auch in dieser schrecklichen Nacht wieder einmal erfahren, der Himmel verläßt kein Weib, welches im kaiserlichen Militär gedient hat.

. . . . . . . . . . . . . . . . .

Um die Mittagszeit finden wir die beiden Frauen in einer einsamen Schifferbaracke unweit vom Ufer.

Die französische Linie liegt hinter ihnen, sie befinden sich auf kaiserlichem Boden, den noch kein Feindesfuß betrat.

Das Weib des Schiffers, durch Nothsignale der Flüglerin — diese hatte ihre Goldhaube auf eine Hakenstange aufgepflanzt — auf die hilflose Lage des Floßes aufmerk-

sam gemacht, ruderte in einem Nachen herbei, nahm das Floß in's Schlepptau und bugsirte es glücklich an's Ufer.

Frau Rosl, den interessanten Umfang ihrer Retterin gewahrend, brach statt des Grußes in den Ruf aus: „Gott sei gedankt, wir sind am Cap der guten Hoffnung angelangt!" worauf das Schifferweib, weit entfernt, den Garnisonswitz zu verstehen, ernsthaft erwiederte: „Mit Verlaub, Frau, Ihr irrt Euch, Ihr seid hinter'm Elend!" *)

Wahr gesprochen, kluges Wasserweib, versetzte die Soldatenwitwe, wir haben in der That das Elend hinter uns und die beste Hoffnung vor uns. Jetzt helft mir dieses arme Mädchen in Euere Hütte tragen und aus seinem unnatürlichen Schlafe wecken; dann verabreicht uns was zum Essen und ich werde nicht ermangeln, Euch dafür zu bezahlen, so gut als ein rechtschaffenes Weib, das vier Jahre vor dem Feinde gedient hat, es vermag.

Was die Soldatenwitwe begehrte, wurde gewährt.

Der Leser überhebt uns wohl der Mühe, ihm ausführlich zu erzählen, welche Anstrengungen die beiden Frauen machten, um Euphrosine ins Wachen zurückzurufen, und als sie dieses endlich erreichten, ihnen das Staunen der Jungfrau zu schildern, oder die Fragen und Antworten zu wiederholen, welche für das Mädchen vom Thury einiges Licht in die Situation brachten, die ihm bis jetzt wie ein Traum erschien.

Wir überlassen die Freundinnen ihrer Freude, vermeiden ihre gegenseitigen Aufklärungen, die uns ohnedem be-

*) So heißt ein Dörfchen hinter Haimburg.

kannt sind, zu wiederholen, und verzeichnen daraus nur jenen Theil der Erlebnisse der Flüglerin, über welchen wir den Lesern noch Rechenschaft schulden.

Wie kam Frau Rosl in die einsame Schiffmühle am rechten Donauufer?

Die Frage soll in ein paar Zeilen beantwortet werden.

Die Arretirung Euphrosinen's erschien der Flüglerin verdächtig, als Tascher in dem Gensd'armen-Unteroffizier den vornehmen Herrn wieder erkannte, der sich bei ihm nach Herrn Demeter erkundiget hatte.

Wir sahen, wie Frau Rosl von der Hausfrau am Neustift eiligst Geld und einen Mantel borgte und dann forteilte.

Sie folgte der Kalesche, in der man die Herzogin vom Thury fortführte.

Eine Weile versuchte sie es mit dem Gespann gleichen Schritt zu halten, als sie aber wahrnahm, daß ihre Lunge gegen eine solche Pferdeaufgabe Beschwerde einlegte, griff sie nach dem Lieblingsvergnügen der berühmten Wiener Schusterjungen und pflanzte sich, ohne daß der Kutscher es ahnte, als blinder Passagier auf den rückwärtigen Bock.

Nur zu bald fand sie ihren Verdacht vollkommen gerechtfertigt, denn die Kalesche fuhr durch die St. Marxer-Linie hinaus auf der nach Ungarn führenden Straße fort, und bog nach einer mehrstündigen Fahrt gegen die Donau zu ein.

Frau Rosl sah später, wie die drei Männer das Mädchen vom Thury in die einsame Mühle brachten und von diesem Momente ließ sie den Schauplatz ihres späteren

Wirkens nur aus den Augen, um in einem eine Stunde entlegenen Gehöfte Lebensmittel zu holen, worauf sie natürlich zurückkehrte.

Sie sah das Gehen und Kommen und die abermalige Entfernung des Marquis de Sace, gewahrte Nachmittags das Mädchen traurig am Fenster stehend, versuchte es, sich ihm durch Zeichen bemerklich zu machen, was ihr aber nicht gelang.

Als gegen Ende des Nachmittags der Marquis sich wieder entfernte, beschloß die Flüglerin, in der nächsten Nacht die Mühle anzugreifen und erkor einen unweit gelegenen halbmorschen Baumstamm zum Nachen, der sie ein Stückchen stromabwärts zur Mühle bringen sollte, ohne daß sie nöthig hätte, ein kaltes Bad zu nehmen.

Das Unternehmen, wobei eine Stange der Soldatenwitwe gute Dienste leistete, gelang unbemerkt im Schutze der Dunkelheit und Frau Rosl kam trockenen Fußes in den Kahn, von wo aus sie ihre Operationen begann.

Daß die Mitttheilung dieser Erlebnisse für das Mädchen vom Thury von großem Interesse waren, brauchen wir nicht erst zu versichern, was jedoch Euphrosine erzählte, erweckte das ungeheuerste Staunen der Flüglerin.

Der Unbekannte stand also mit dem gefürchteten Russen in keiner Verbindung — es war ihm nicht um die Liebe des Mädchens zu thun, sondern um den Besitz der Chatoulle, des Vermächtnisses der Mutter!!

Das kam der Witwe unerwartet, überraschend,

Woher wußte der Unbekannte, was sich in der Chatoulle befinde? Was mochte sie enthalten, worauf er so großen Werth legte?

Sie handelten sehr klug, auf die Chatoulle um

keinen Preis zu verzichten, sagte die Flüglerin, denn sie enthält sicher ein Geheimniß, welches für den Civilisten äußerst wichtig sein muß. Daß Sie den Spitzbuben mit einer Lüge bedienten, war eine Kriegslist, die Ihnen zur Ehre gereicht, mit der Wahrheit würden Sie die Hausfrau am Neustift großen Unannehmlichkeiten, wenn nicht gar Gefahren ausgesetzt haben. So aber bleibt sie ganz aus dem Spiele und der Schuft kann lange in Wien herumspioniren, bis er mich findet. Wir kehren vor der Hand nicht nach Wien zurück.

Die Herzogin vom Thury gerieth über diesen Entschluß in Staunen, doch die Flüglerin rechtfertigte ihn.

Der Civilist, sagte sie, ist Ihr Feind und Sie haben von ihm das Schlimmste zu gewärtigen, so lange er die Chatoulle nicht besitzt. Er ist ein Franzose, seine Landsleute spielen in Wien die Herren, er scheint sich hoher Verbindungen zu erfreuen, folglich besteht für Sie die Gefahr fort, so lange die feindliche Okkupation fortdauert. Zwei Angriffe haben wir zurückgeschlagen, wer weiß, ob wir beim dritten oder vierten auch so glücklich sein werden? Ich hatte schon früher, bevor ich noch das wahre Motiv der Ueberfälle kannte, den Entschluß gefaßt, Sie von Wien fern zu halten, jetzt muß ich um so mehr darauf bestehen.

Aber beste Frau Rosl, wendete die Jungfrau ein, wer weiß, wie lange die Besetzung Wiens dauern wird, wo sollen wir uns während dem aufhalten.

Ob die Besetzung längere oder kürzere Zeit währt, ändert meinen Entschluß nicht, wo wir uns aufhalten? In der Nähe des kaiserlichen Lagers.

Wie, Sie wollen doch nicht . . .

Ja, rief die Flüglerin, ich will, und warum sollte ich nicht wollen? Kurz und gut, wir reisen nach Mähren und suchen Herrn Boleslaw auf!

Euphrosine erröthete, ein Ausruf der Freude entschlüpfte Ihren Lippen.

Sapperment, fuhr die Flüglerin, sich zornig stellend, auf, keinen so heftigen Widerstand; was nur zum Militär riecht, muß Ordre pariren und wenn Sie tausend Mal „Nein!" sagen . . .

Mein Gott, ich sage ja nicht „Nein!" unterbrach das Mädchen sie bestürzt, worauf die Flüglerin über die kleine Schrauberei in große Heiterkeit gerieth.

Doch Scherz bei Seite, fuhr sie in ihrer Rede fort, ich bin mit meinem Plane noch nicht zu Ende, die Reise zu Herrn Bolevlaw ist keine einfache Lustreise.

Sondern?

Es muß im Lager oder wo sonst der junge Soldat sich befindet, die wegen einer Grille von Ihnen aufgeschobene Verlobung vor sich gehen.

Aber Frau Rosl —

Keine Einwendung, es handelt sich dabei weniger um die Verlobung, als um das Oeffnen der Chatoulle.

Die Chatoulle ist aber in Wien.

Und wird nach Mähren kommen, das soll meine Sorge sein! Kurz und gut, jetzt ist's die höchste Zeit, daß auch wir erfahren, was die Chatoulle enthält, und zwar wegen der Zukunft. Wir werden sie öffnen, sobald wir Herrn Boleslaw gefunden haben, und drei Tage darauf die Verlobung feiern.

Euphrosine, die Nothwendigkeit dessen, worauf Frau Rosl bestand, erkennend, machte keine Einwendungen, und die Soldatenwitwe wendete sich nun zu ihrer Wirthin mit der Frage, ob sie eine verläßliche Person wisse, der man, versteht sich gegen eine gut bemessene Entschädigung, ein Billet nach Wien anvertrauen könne?

Das Schifferweib erbot sich gleich selbst zum Botengange, was mit Dank angenommen wurde.

Am folgenden Morgen verließen drei Frauen zugleich das Gehöfte.

Frau Rosl und Euphrosine gingen gegen Preßburg — das Schifferweib nahm seinen Weg gegen Wien.

Ein Stückchen Papier in die Falte ihres Rockes eingenäht, enthielt die Worte:

„Wir ersuchen Sie, das Vermächtniß der Mutter ungesäumt durch einen äußerst verläßlichen Expressen nach Preßburg zu übersenden. Wir werden im Gasthof zum Palatin zu treffen sein. Wir haben uns glücklich gerettet.“

„Die Herzogin vom Thury und die Flüglerin.“

Außer diesem Papiere trug die Botin noch die umständliche Adresse der Hausfrau vom egyptischen Josef bei sich, für die jene Zeilen bestimmt waren.

# Eilftes Kapitel.

## Von Olschan nach Wischan — die Flüglerin und die Herzogin vom Thury auf dem Marsche.

Das österreichisch-russische Hauptquartier befand sich in Olmütz, das französische in Brünn.

Eine Mission der Herren Stadion und Giulay, die zum Zwecke hatte, Unterhandlungen anzuknüpfen, scheiterte an dem Verlangen Napoleons, der Italien bis zum Isonzo besitzen wollte, folglich die Abtretung des venetianischen Gebietes forderte.

Da während der Unterredungen der eine der Herren sich eine Andeutung bezüglich des russisch-preußischen Vertrages entschlüpfen ließ, wies Napoleon die Unterhändler an Herrn von Talleyrand nach Wien und beschloß die Ankunft des Herrn von Haugwitz, so wie die fernere Entwicklung des Krieges abzuwarten.

Bot man ihm günstige Bedingungen, war er zu unterhandeln bereit, wo nicht, war er auch zur Schlacht entschlossen, wenn sie unter vortheilhaften Umständen geschlagen werden konnte.

Während er seinen Truppen Ruhe und Erholung gönnte, beschäftigte er sich und seine Generale mit dem Studium des Terrains und komplettirte die gelichteten Reihen seiner Korps.

In Olmütz berathschlagten die verbündeten Monarchen über das zu ergreifende Verfahren.

Kaiser Franz rieth, den 15. März in der Defensive abzuwarten, bis wohin Preußen vertragsmäßig aus seiner Neutralität heraustreten und mit 150,000 Mann in Böhmen einrücken müsse, und die Erzherzoge Karl und Johann mit 80,000 Mann aus Ungarn eintreffen würden.

Die verbündete Armee zählte damals im Ganzen 90,000 Mann und zwar 35,000 Mann unter Kutusow, 40,000 Mann unter Kaiser Alexander, mit den Befehlshabern Buxhoewden, Großfürst Konstantin und General Esser und 15,000 Oesterreicher unter Kienmayer und Kollowrat.

Kaiser Franz sprach daher die später vollkommen gerechtfertigte Ansicht aus, da Napoleon diesem Heere ein nur etwas schwächeres entgegenstelle — es waren an 75,000 Mann — welchem überdies die moralische Macht der Erfolge zu Gute kommen, so solle man keine Schlacht suchen, sondern bis zum 15. warten, wo man sich gegen Napoleon in dem Verhältniß von Zwei oder gar Drei gegen Einen würde schlagen können.

Die Ansicht Alexanders war eine entgegengesetzte.

Die Umgebung des russischen Monarchen theilte sich damals in zwei Coterieen, an deren Spitzen die Fürsten Adam Czatoryski und Dolgorucki standen.

Der Erstere, rechtschaffen, ernst, nicht ohne Leidenschaftlichkeit, dabei aber doch von kalter Außenseite, war ein strenger Censor der Schwächen und des Wankelmuthes seines Gebiethers. Er tadelte die Anwesenheit des jungen,

in Kriegssachen wenig erfahrenen Kaisers bei der Armee, wo er die Generale der Verantwortlichkeit überhob und ihrem Ansehen schadete. Eine Armee dürfe nie vom Hofe aus befehliget werden. Ein Kaiser, der nicht selbst oberster Feldherr ist, gehöre in den Mittelpunkt der Regierung, um für die Bedürfnisse der Armee zu sorgen, nicht aber ins Hauptquatier, inmitten eines Kreises junger, leichtfertiger, unwissender, anmaßender Leute, die ihm höchstens falsche Begriffe von dem Stand der Dinge beibringen können.

So der Minister Czatorysķi!

Ganz anders sprach der Generaladjutant Dolgorucki, das Haupt der militärischen Coterie.

Er war ein Bewunderer des großen militärischen Talentes seines Souveräns; die Anwesenheit des Czars, sagte er, erfülle die Truppen mit Begeisterung, und verdopple ihre Tapferkeit; Seine Majestät solle sich nur zeigen und das Schicksal des Krieges werde sich ändern. Die Generäle, alte Gewohnheitsmenschen, seien Napoleon nicht gewachsen, ihr Wissen sei verbraucht, auf die Oesterreicher sei nicht zu rechnen, nur ein junger, thatkräftiger, aufopferungsfähiger Adel, an dessen Spitze sein angebeteter Kaiser stehe, könne dem stolzen und wenig verdienten Glücke Napoleons Einhalt thun u. s. w.

Die Ansichten dieser beiden Coterien bezüglich der Frage, ob man eine Schlacht suchen oder vermeiden solle? waren sich natürlich ebenfalls entgegengesetzt.

Czartoriski pflichtete der Meinung des Kaisers Franz bei, die Coterie Dolgorucki sprach dagegen.

Keine Schlacht liefern, war in ihren Augen eine Feigheit, ein Staatsverbrechen!

„Olmütz riefen sie, muß verlassen werden, das befiehlt die Waffenehre und die Nothwendigkeit, die reichen Hilfsquellen der von Napoleon besetzten österreichischen Länder wieder zu bekommen! Vorgerückt, einen glücklichen Schlag geführt, und wir haben Ehre, Lebensmittel, Selbstvertrauen und den Vortheil der Offensive gewonnen. Und warum sollen wir nicht angreifen, jetzt, wo der Augenblick des Rollenwechsels gekommen ist? Napoleon, sonst so drängend, so rasch, wenn er Feinde verfolgt, macht plötzlich in Brünn Halt und zögert. Und warum dies? — Er ist eingeschüchtert! Hollabrunn und Dirnstein haben seine Siegeszuversicht erschüttert; seine auf die Hälfte reducirte Armee, von Erschöpfung niedergebeugt, ist eine Beute des Mißvergnügens, murrt, u. s. w.

Wenn man nun gegenüber diesen beiden Ansichten den Charakter des Kaisers Alexander ins Auge faßt, wird man leicht begreiflich finden, daß er sich den Dolgorucki's anschloß.

Alexander war jung, thatendurstig und ehrgeizig.

Sein heißester Wunsch, in Europa eine Rolle zu spielen, war ihm bisher noch nicht geglückt, er glaubte nun die Gelegenheit dazu gekommen; sich in Berlin, Dresden, Weimar und Wien einen Retter der Könige vor dem schrecklichen Corsen nennen zu hören, dieser Weihrauch in spe betäubte alle Einwendungen der Vernunft und warf ihn in die Arme jener hochmüthigen und arroganten Coterie, welche den unseligen Tag von Austerlitz herauf beschwor.

Und wie vordem, wie 1805, wie seit damals gar oft bis in die allerneueste Zeit herein, muß man in Un-

willen über Rußlands übermüthige Ansprüche ausbrechen, wenn man diese gegen die Streitmacht, die es jedesmal wirklich auf die Beine brachte, abwägt.

Im Jahre 1805 zum Beispiel hatte Oesterreich 200.000 Mann auf den Füßen, Preußen konnte 150.000 auf's Schlachtfeld stellen, Napoleon verfügte über 300.000 Mann, und Rußland, welches Alles in Allem 125.000 Mann außer Land zählte, maßte sich an, den Beschützer Deutschlands spielen zu wollen und das Gleichgewicht zwischen den Mächten herzustellen.

Mit welcher Gemüthsstimmung Kaiser Franz diesem Gebahren der russischen Militär-Coterie zusah, kann man sich leicht vorstellen.

Zu seinem Ruhme sei es gesagt, er würdigte die Aufgeblasenheit und den thörichten Stolz seiner Bundesgenossen ganz nach Gebühr, sobald er einmal seine Ansicht ausgesprochen, mischte er sich in ihre Angelegenheiten nicht und vermied sorgfältig jeden Schritt, sich dem Strome hochfahriger Anmaßung zu widersetzen. Kaiser Franz sah verlorne Schlachten voraus und wollte das Verdienst daran den Russen allein überlassen.

Gegen den Hochmuth gibt es nur Ein Mittel, das ist — Demüthigung — und der wurde 1805 den Russen im Uebermaße zu Theil; daß sie fünfzig Jahre später dasselbe Hochmuths-Purgirmittel benöthigten und sattsam erhielten, rechtfertigt den bekannten Spruch, daß die Geschichte, diese einzige unfehlbare Rathgeberin, nur ihre Stimme erhebt, um n i c h t gehört zu werden.

Die feste Stellung zwischen Olschau und Olmütz, wo man selbst eine an Zahl weit überlegene Armee hätte zu-

rückwerfen können, wurde aufgegeben, um Napoleon in der Position zu Brünn, die er seit mehreren Tagen mit Sorgfalt studierte, anzugreifen.

Man brach in fünf Parallel-Kolonnen am 27. November auf.

Am 28. fand zu Wischau und Neu-Rausnitz ein unbedeutendes Vorpostengefecht statt, wobei die Franzosen 106 Mann Gefangene zurückließen.

Kaiser Alexander, den man Zeuge dieses siegreichen Scharmützels sein ließ, wurde nun in seinem Entschlusse noch mehr bestärkt, und neue warnende Bemerkungen des Fürsten Czatoryski mit Unwillen aufgenommen.

Napoleon erkannte augenblicklich, daß die Verbündeten eine Schlacht suchten, gleichzeitig machten ihn die Nachrichten aus Preußen besorgt, dessen Armee sich gegen Böhmen zog, er hatte somit keine Zeit zu verlieren, er mußte entweder Frieden schließen oder eine vernichtende Schlacht schlagen. Bevor er sich jedoch zu dem Einen oder dem Andern entschloß, wollte er Kaiser Alexander ausholen lassen und sandte den langen, bleichen Savary ins feindliche Hauptquatier, unter dem Vorwande, den russischen Kaiser, der erst am 18. von Berlin gekommen war, zu begrüßen.

Alexander, sehr zurückhaltend, ausweichend, hörte die Versicherung, daß Napoleon zum Frieden geneigt sei, ruhig an und verlangte die Bedingungen zu wissen. Savary, dem diesfällige Instruktionen fehlten, bat den Czar, einen seiner Adjutanten ins französische Hauptquartier zu senden, um mit Napoleon persönlich zu unterhandeln, Alexander ließ sich dazu herbei und übertrug dem Fürsten Dolgorucki die Sendung.

Der russische General-Adjutant traf Napoleon mit der Untersuchung seiner Vorposten beschäftigt, in einer Tracht und Umgebung, die dem Höflingsgeiste wenig imponirte.

Napoleon hörte die hochgestimmte Auseinandersetzung des Moskowiters ruhig an, Frankreich müsse Italien aufgeben, denn wenn es im Kriege unterliege, werde es Belgien, Savoyen, Piemont verlieren u. s. w.

Dolgorucki wurde kalt entlassen, Napoleon wußte, was er hatte erfahren wollen und lebte nun nur noch Einem Gedanken, nämlich eine Schlacht bis aufs Aeußerste zu liefern.

Da er voraussetzte, daß man ihn angreifen werde, wählte er darnach seine Position.

Um den Feind irre zu führen, ließ er in seinen Bewegungen gewisse Schwankungen sehen, welche, verbunden mit der Sendung Savary's, die Unsterblichen des russischen Generalstabes derart exaltirte, daß sie jubelten: „Napoleon weicht zurück, er maskirt blos seinen Rückzug, man muß sich auf ihn stürzen, ihn erdrücken.

Nach diesen zum Verständniß der Epoche und der Ereignisse unerläßlichen Details betreten wir den historischen Schauplatz, den blutgetränkten Boden Mährens.

Indem wir dies aussprechen, gedenken wir der fanatischen Kriege der Hussiten, der düsteren Zeit des Schwedeneinfalles und halten dem Siege von Austerlitz ein viel älteres Bild entgegen, ein Bild aus den Tagen jenes großen Kaisers, mit dem Napoleon sich so gern vergleichen hörte, dessen Andenken er im Dome zu Aachen gefeiert, dessen Reliquien er aufgesucht.

Im Jahre 791 war es, wo Karl der Große bei

Radisch (Wellehrad) den mährischen Fürsten eine Schlacht lieferte und sie schlug.

Damals, so wie 1805 bei Austerlitz, waren Gallier, Franken, Germanen und Slaven die kämpfenden Völker, damals so, wie 1805, regierten zwei fränkische Herrscher, die mächtigsten, die Frankreich je gesehen.

Wir betreten also die Bühne, wo dem Kriegsgott von seinen Jüngern die dampfenden Opfer geboten werden, und sind eben rechtzeitig angelangt, um Zeugen der Vorbereitungen zur blutigen Feier zu sein.

Die Bühne ist getheilt, hier die Verbündeten, drüben die Franzosen, wir wenden uns vorher den Ersteren zu, in deren Reihen Brüder kämpfen, die unsere heißeste Theilnahme besitzen, wo wir Bekannte treffen, deren Schicksale uns Interesse einflößen.

Die Entfernung von Olschan bis nach Austerlitz beträgt acht Meilen, der Entschluß, Napoleon bei Brünn anzugreifen, wurde schon am 24. gefaßt, erst am 27. setzt man sich in Bewegung, und fünf Tage benöthigte man, um einen Weg von acht Meilen zurück zu legen! *)

Wie Napoleon diese Frist benützte, werden wir später erzählen, bis wir die Vorbereitungen französischer Seits erwähnen.

Die fünf Kolonnen der Verbündeten wurden der Reihe nach befehliget von den russischen Generalen Doctorow, Langeron, Przibiszewsky und von unseren Feldmarschall-Lieutenants Graf Karl Kolowrat und Fürst

*) Siehe „Oesterr. militärische Zeitschrift," Jahrgang 1822: „Die Schlacht von Austerlitz," von Carl Schönhals, Hauptmann im k. k. 3. Jägerbataillon.

Johann Liechtenstein. Die Vorhut befehligte Kienmayer und Bagration, die Reserve der Großfürst Constantin.

Oberbefehlshaber des ganzen verbündeten Heeres war — freilich nur dem Namen nach — General Kutusow.

Erfahren, nicht ohne Erkenntniß, mochte er in der Tiefe seiner Seele gegen die falsche Auffassung der Sachlage Manches einzuwenden haben, allein er war zu sehr Höfling, um seine Ansicht laut und muthig zu behaupten, er hütete sich, den neuen Inhabern der kaiserlichen Gunst zu widersprechen, und zeigte die Schwachheit, seine mühsam erworbene Kriegserfahrung von dem jungen Uebermuth verspotten zu lassen.

Von den fünf in Marsch begriffenen Kolonnen schließen wir uns jener an, die unter dem Befehle Kolowrat's im Centrum der Armee steht. Sie marschirt mit dem Hauptquartier an der Spitze, auf der großen Heerstraße, vor sich die Vorhut des Fürsten Bagration, die sich dicht an ihr hält.

In dieser Kolonne wählen wir wieder die Brigade Rottermund, bestehend aus 6 Bataillons Salzburg Infanterie, 1 Bataillon Kaunitz, 1 Bataillon Auersberg und 2 Kompagnien Wiener Jäger.

Am 28. November — es war ein Donnerstag — als die Verbündeten Wischau und Neu-Rausnitz besetzten und ihre Vorposten vor dem letzteren Orte aufstellten, rückte die Colonne Kolowrat über Wischau vor, und bivouakirte theils im Freien an großen Lagerfeuern, da hier kein Holzmangel herrschte wie bei Olschan, theils fand sie in Wischau und Rausnitz und den dazwischen gelegenen Dörfern Unterkunft.

Die Bewegung auf allen Straßen, Wegen und Pfaden war ungeheuer.

Befehlshaber, Adjutanten, Ordonnanzen zu Pferd und zu Fuß, requirirende Detachements, einzelne Häuflein, welche eigenmächtig auf Requisition ausgingen, füllten die ganze Umgegend, das sonst stille Land war zum Tummelplatz des Krieges geworden.

Rauchwolken signalisirten die Bivouaks, Trompetenstöße und Trommelzeichen riefen die Soldaten zu ihren häuslichen und militärischen Pflichten.

Hier die Sorge für die Pferde — dort die Bereitung der Menage — drüben das Aufstellen der Wachen und Absenden von Patrouillen, Alles hat seine Zeit und Trommel und Trompete sind die Glocken des Soldaten, die ihn dazu rufen.

Mitten in diesem Getümmel und Chaos wahrnehmen wir gegen Mittag auf der Straße vor Wischau zwei Frauen.

Die Aeltere, wie die Meerfräulein halb Fisch und halb Mensch, war in der oberen Hälfte Soldat, in der untern Weib.

Oben trug sie die Mütze und den Rock eines österreichischen Soldaten, unten als Frau einen dunkelblauen Faltenrock und Schnürstiefelchen.

Die Jüngere, nach Art der Landmädchen gekleidet, war sorgfältig vermummt, um ihre Jugend und Anmuth zu verbergen und keine gefährliche Aufmerksamkeit zu erregen.

Der Leser hat die Frauen bereits erkannt, die Flüglerin ist's und die Herzogin vom Thury.

In dem Augenblicke, wo wir sie auf der Straße treffen, hat Frau Rosl eben zweien russischen Musketieren von Smolenski Infanterie, welche die Zärtlichen spielen wollten, den Herrn gezeigt und setzte mit dem Mädchen den Weg fort.

Euphrosine, bleich vor Angst, seufzte und meinte, das Wagniß, welches man unternommen, sei doch zu gefährlich.

Die Flüglerin schlug eine Lache auf und rief:

Wenn uns nichts Schlimmeres begegnet, als solch ein Paar verliebte Waschbären, so können wir von Glück erzählen. Die gemeinen Soldaten sind die gefährlichen nicht, die schmucken Kadetten und jungen Offiziere, die hat man zu scheuen. Und schon gar die gemeinen Russen. Geben Sie ihnen ein Glas Wutki und jeder läßt, wie der egyptische Josef, seinen Mantel im Stich.

Ach, Frau Rosl, wenn Sie wüßten, welche Angst mich erfüllt.

Zum Kuckuck, ich will doch hoffen, daß Ihre Liebe stärker ist wie Ihre Furcht. Mein Geliebter ist wahrlich nicht, den wir suchen, und den erhaltenen Auskünften zu Folge heute noch zu treffen hoffen.

Glauben Sie?

Ich glaube nicht nur, sondern bin sogar überzeugt davon. Sie haben auf dem Wege hieher schon die Erfahrung gewonnen, daß ich mich auf militärische Eintheilung und Bewegungen verstehe. Wir haben noch keine Stunde weit einen Kapuzinermarsch *) gemacht, sondern unser Ziel auf dem kürzesten Wege verfolgt. Heute treffen wir Herrn

So nennt man im Militär Umwege auf den Märschen.



Boleslaw, heute muß die Chatoulle in Gegenwart von Zeugen geöffnet werden.

Und meinen Sie, daß es möglich sein wird, in drei Tagen die Verlobung zu feiern?

Warum sollte es nicht möglich sein?

Wenn bis dahin die Schlacht stattfindet?

Was liegt daran? Der Himmel wird Ihren Geliebten vor einem Unglück bewahren, und trifft's ihn, wer kann dafür? Sie haben das Ihrer Mutter gegebene Versprechen getreu erfüllt. Boleslaw hätte als Civilist in den drei Tagen zwischen der Eröffnung der Chatoulle und der Verlobung ebenfalls sterben können und es wäre Ihnen nicht eingefallen, sich einen Vorwurf zu machen. Ich bitte Sie, sich mit solchen Spitzfindigkeiten nicht zu quälen.

Ach, beste Frau Rosl, bedenken Sie doch, wenn während der drei Tage eine Schlacht vorfiele und wir kämen in die Nähe des Schlachtfeldes oder wir müßten gar über dasselbe hinweg . . .

Oh, oh, Mamsell, lassen Sie sich derohalb kein graues Haar wachsen; ein Schlachtfeld ist zwar kein angenehmer Anblick, aber man gewöhnt es. Wenn unsere Rekruten zum ersten Male ins Feuer kamen, da gingen sie der ersten Soldatenleiche, an die sie vorüber mußten, auf zwanzig Schritte aus dem Wege, der Zweiten wichen sie nur zehn Schritte aus, der Dritten nur fünf, über die Vierte, Fünfte und Sechste marschirten sie hinweg, als ob sie Krautköpfe unter den Füßen hätten.

Entsetzlich!

Entsetzlich, aber es ist so. Warten Sie, da rückt ein

Hauptmann von Lindenau Infanterie herein, bei dem wollen wir uns wieder anfragen; wer fragt, geht selten irre.

Herr Hauptmann, ein ehemaliges kaiserliches Soldatenweib bittet gehorsamst um Auskunft.

Diese Anrede, von einem militärischen Gruß begleitet, ließ den Offizier still stehen.

Die Stimme dieses ehemaligen Soldatenweibes, sagte er, klingt mir bekannt. Wie heißt Sie?

Mein Name ist Rosalia Krähn.

Krähn, Krähn, der Name ist mir unbekannt.

Im Regiment hat man mich „die Flüglerin“ geheißen.

Die Flüglerin! Million Donnerwetter, die Flüglerin, jetzt erkenn' ich meine Kanone!

Ich bin der Feldwebel Laschansky.

Hoho, Herr Feldwebel, Herr Hauptmann wollt' ich sagen, Herrgott von Mannheim, welch' eine Ueberraschung! Also avancirt, freut mich, gratulir' vom Herzen, hab' mir's damals schon gedacht, der Herr Feldwebel muß es einmal noch sehr weit bringen, er versteht zu rechnen, wie kein Zweiter. Neun und 4 gibt 13, schreibe 1 und behalte 3, — dreizehn und neun gibt 22, schreibe zwei und behalte zwei. Oh, der Herr Feldwebel hat sich ausgekannt beim Wurstkessel, er wußt' es recht gut, was man schreiben muß, und was man behalten darf.

Der Hauptmann lachte, daß ihm der Bauch wackelte.

Ja, meine liebe Flüglerin, rief er, so gut wie damals ist's mir auch in meinem Leben nicht ergangen. Wir haben auf Etappen gelebt und das gibt aus. Aber, zum Teufel,

was sucht Sie hier? Sie war ja fort von Ihrem Regimente?

Und bin es noch, Herr Hauptmann, ich habe mich blos in die Montur geworfen, um den Studenten mehr Respekt einzuflößen.

Aha, verstehe, die Flüglerin ist ein alter Praktikus.

Dieses arme Mädchen hier hat nämlich einen Bruder bei Salzburg-Infanterie und muß in dringenden Familien-Angelegenheiten mit ihm sprechen. Da sie meine Freundin ist, hab' ich es über mich genommen, sie hieher zu begleiten und zu beschützen.

Sie wünscht also zu wissen —?

Wo das fünfte Bataillon „Salzburg" zu treffen ist.

Hauptmann Laschansky zog ein Portefeuille aus der Brusttasche, nahm ein Papier heraus, offenbar um darin die Antwort auf die Frage der alten Bekannten zu finden.

Das fünfte Bataillon Salzburg-Infanterie bivouakirt eine halbe Stunde vor Wischau links von der Straße, sagte er endlich, Sie wird in der Nähe die zwei Eskadrons Erzherzog Johann Dragoner finden —

Hoho, Erzherzog Johann Dragoner sind auch Bekannte von Conegliano aus, Korporal Grünberg —

Ist jetzt Lieutenant im nämlichen Regiment.

Lieutenant ist er? Das hat nichts auf sich; ich werde ihm die fünf Minuten lange Todesangst im Habersack vor dem Fenster im zweiten Stock nicht vergessen, und wenn er Generalissimus wird.

In welcher Kompagnie dient der Bruder Ihrer Freundin?

In der zweiten Kompagnie.

Da braucht sie nur nach „Kapitain*) Halleiner Compagnie“ zu fragen.

Halleiner? Wir hatten einen Gefreiten, der so hieß.

Es ist derselbe, als er zum Offizier avancirte, wurde er zu Salzburg transferirt.

Sapperment, klagte die Flüglerin, sich hinter'm rechten Ohre kratzend, wenn er sich an den preußischen Feldwebel mit dem Nimirum erinnert, werd' ich bei ihm keinen freundlichen „Willkomm“ finden, indessen, wir wollen's versuchen. Herr Hauptmann, danke gehorsamst für die gnädige Auskunft.

Halt, halt, Flüglerin, so läßt der Hauptmann Laschansky eine gute Bekannte, die mit ihm vor Novi gestanden, nicht fort. Gefreiter Rochus.

Befehlen Herr Hauptmann!

Er eskortirt diese zwei Frauenzimmer bis zur Halleiner-Kompagnie und bildet zugleich ihre Sauvegarde.

Sehr wohl, Herr Hauptmann.

Die Flüglerin dankte für die Sorgfalt und setzte sich in Marsch.

Nun, sagte sie zu Euphrosine, ängstigen Sie sich noch? Alles geht und kommt wie erwünscht. Ich habe es Ihnen oft genug vorgepredigt, endlich werden Sie doch nimmer daran zweifeln, daß der Himmel kein Weib verläßt, welches im kaiserlichen Militär gedient hat!

---

*) Die Kapitain-Lieutenants standen im Range unter den wirklichen Hauptleuten. Sie bezogen auch weniger Gage.



## Zwölftes Kapitel.

### Wiederfinden. — Das halbe Kriegsrecht.

Im Bivouak des fünften Bataillons Salzburg wurde lustig darauf „losgefummelt“, das heißt, man reinigte Montour, Rüstzeug und Waffen, dabei verdaucte man die Menagekost, wozu es bezüglich der Quantität keiner großen Anstrengung bedurfte.

Herr Kapitän Halleiner saß mit seinen Kompagnie-Subalternen am Offiziersfeuer und plauderte von besseren Zeiten, als der Gefreite Rochus von Lindenau-Infanterie ihm rapportirte, daß er im Auftrage des Herrn Hauptmanns Laschansky zwei Weibsbilder hieher eskortirt habe, die dem Herrn Kapitän bestens empfohlen sein möchten.

Wer sind die Weibsbilder?

Ich kenne sie nicht.

Wie viel sind ihrer?

Zwei Stücke.

Alt, jung?

Die Eine ist jung, die Andere auch noch zum Mitnehmen.

Bring Er die Weibsbilder her und meld' Er Seinem Hauptmanne meinen Respekt.

Als Frau Rosl vor ihren Bekannten trat, salutirte

sie militärisch und sagte: Herr Kapitän, ich komme, Ihnen zu gratuliren!

Der Compagnie-Chef riß die Augen auf.

Teufel, rief er, nicht unangenehm überrascht, das ist ja unsere Flüglerin!

Wie sie leibt und lebt, Herr Kapitän.

Hat Sie sich wieder einen Soldaten aufgegabelt?

Ich bin eben auf dem Wege es zu thun.

Doch nicht von unserem Regiment?

Von Ihrem Regiment, Herr Kapitän.

Bataillon?

Von Ihrem Bataillon!

Mordio, vielleicht gar von meiner Kompagnie?

Von Ihrer Kompagnie.

Meine Compagnie ist eine schöne Compagnie, brave Compagnie!

Hab's nicht anders erwartet, Herr Kapitän!

Wie heißt der bewußte Soldat!

Boleslaw.

Braver Mann!

Herr Kapitän wissen es recht wohl, daß ich sehr auf die Konduite sehe.

Der Soldat ist jedoch jung, ein wenig zu jung für Sie.

Bah, Herr Kapitän, es ist noch keine Frau an der Jugend ihres Mannes gestorben, wohl aber weiß ich vom Gegentheil vielfache Exempel zu citiren.

Bravo, Flüglerin, Ihr Mundwerk ist noch immer nicht ausgeschossen.

Das kommt, weil bei mir, wie beim Kanonenmetall, die Mischung eine sehr gute ist.

Sie sagte vorhin, Sie sei gekommen, mir zu gratuliren, das scheint blos eine Ausrede gewesen zu sein.

Ein Scheinangriff, wie wir's nennen, Herr Kapitän.

Und das wahre Objekt ist der Gemeine Boleslaw?

So ist es, Herr Kapitän! doch erlaube ich mir Dero Ansicht zu rektifiziren. Ich bin blos die Sauvegarde von diesem armen Mädchen hier, welches gekommen ist, heute mit dem Soldaten Boleslaw zu sprechen und einen wichtigen Familienakt zu vollziehen, dann von heute über drei Tagen sich mit ihm zu verloben —

Im Bivouak?

Wenn es sein muß, so wie bei den Franzosen vor der Trommel.

Wer weiß, wo wir in drei Tagen sein werden?

Wenn Sie von Olschan bis hieher zwei Tage gebraucht haben, können Sie in drei Tagen höchstens vor Brünn stehen.

Flüglerin, keine Stichelei auf das russische Armeekommando. Korporal vom Tage!

Ein Korporal eilte herbei.

Korporal, führ' Er das Mädl zum Gemeinen Boleslaw und Sie, Frau Flüglerin, wird indessen das dunkle Verhältniß zwischen dem Soldaten und diesem Mädl lichten.

Euphrosine eilte mit dem Korporal vom Dienst fort, Frau Noël begann ihre Explikation.

Der Kapitän erfuhr nicht mehr, als er eben zu wissen brauchte, und damit war die Flüglerin bald zu Ende.

Da sich die Sache so verhält, entschied Herr Halleiner,

so habe ich gegen das Oeffnen der Chatoulle, so wie gegen die Verlobung im Bivouac nichts einzuwenden, es sind außerdienstliche Privatangelegenheiten, die mich nichts angehen und die ohne alle Beeinträchtigungen der Feldvorschriften vor sich gehen können.

So wird es auch geschehen, Herr Kapitän, Sie kennen mich und wissen, daß ich stets alle Befehle und Anordnungen respektirt habe.

Sie ist ein braves Weib, Ihr muß man schon einen Dienst erweisen. Wir haben mitsammen in einer Kompagnie gedient, wir haben mitsammen menagirt und gekocht — Teufel, Flüglerin, weiß Sie, daß ich Ihr noch eine Revange schuldig bin?

Wofür, Herr Kapitän?

Für den preußischen Feldwebel!

Oh, oh, Herr Kapitän, wer wird an solche Kleinigkeiten denken?

Der Teufel soll mich holen, wenn ich nicht heute Abends besagte Revanche nehme! Sie, das Mädl und Boleslaw werden heute von mir traktirt.

Gedenken Sie uns vielleicht einen Feldwebel vorzusetzen?

Fehlgeschossen, alte Kanone, mein Fourierschütz kocht einen vortrefflichen Gottessegen!

Was für ein Fraß ist das? Mit oder ohne Nimirum?

Scheer' Sie sich mit ihrem Nimirum zum Teufel, rief Herr Halleiner lachend, mein Gottessegen ist eine wirkliche Delikatesse.

Woraus besteht er?

Man schneidet gekochte Kartoffeln —

Bravo! —

Dann macht man feine Nockerl a la Verona —

Weiß schon, so wie man dort am Nockerlfest vor der St. Zeno-Kirche kocht.

Diese Nockerl mit Fett und gebräuntem Zwiebel übergossen, werden mit den erstgenannten Kartoffeln zusammen gegeben, ordentlich vermischt und ein wenig geröstet, dann gibt man noch Fett mit Zwiebeln darauf —

Wenn man welche hat!

Natürlich und das nennen wir Gottessegen.

Hören Sie, Herr Kapitän, die Speise kann nicht übel sein.

Jedenfalls ist sie besser wie Ihr preußischer Feldwebel! Nun aber genug, ich muß zu meinen Offizieren, behüt' Sie einstweilen Gott.

Die Flüglerin salutirte und ging.

Braver Mann, dachte sie, er muß auch ein freundlicher Offizier sein, aber was den Magen betrifft, ist er noch immer der alte Halleiner, nur mit dem Unterschied, daß er als Gefreiter einen preußischen Feldwebel aß, während er heute als Hauptmann einen Gottessegen speist!

. . . . . . . . . . . . . . . . .

Wir haben absichtlich ein wenig länger mit Frau Rosl beim Kapitän der zweiten Kompagnie verweilt, um der Zeugenschaft vom Wiederfinden zweier Liebenden überhoben zu sein,

Diese Geschichte ist schon so alt, ist schon so oft erzählt und geschildert worden, daß man Bedenken tra-

gen muß, selbst den nachsichtigsten Leser, die gefühlreichste Leserin mit „dem Entzücken“, dem „überströmenden Gefühle“, „dem Jauchzen der Seele“, den „Freudenthränen“, den „Umarmungen“ u. s. w. u. s. w. zu belästigen — wir begnügen uns daher zu melden, daß Boleslaw und Euphrosine unter den Liebenden aller Zeiten keine Ausnahme machten, obwohl sich's nicht läugnen läßt, daß die vielen Zeugen im Bivouak ihre Zärtlichkeitsbezeugungen bedeutend dämpften und der erste Sturm viel ruhiger verlief, als es sonst der Fall gewesen wäre.

Als die Soldatenwitwe sich zu ihnen einfand, saßen sie bereits Hand in Hand nebeneinander am Lagerfeuer, zwei Steine bildeten die Stühle, der winterliche Nachmittagshimmel die Decke des riesigen Salons, den kahle Hügelwände begränzten.

Frau Rosl, nachdem sie die Bemerkung gemacht hatte, daß keine Zeit zu verlieren sei, da man mit dem Zapfenstreich das Bivouak verlassen müsse, ging unverweilt auf den Kern der Sache ein, verständigte den Soldaten von dem Vorgefallenen und der Ursache von Euphrosinens Anwesenheit.

Boleslaw machte natürlich keinerlei Einwendung.

Hätten wir die Chatoulle damals geöffnet, sagte er, es wäre Vieles besser gekommen. Sie, theure Euphrosine, würden den Verfolgungen nicht ausgesetzt gewesen sein und hätten Ihre Feinde gekannt. Darum gehen wir unverweilt daran, reichen Sie uns die Chatoulle, Frau Flüglerin . . .

Sachte, sachte, Herr Student, entgegnete Frau

Rosl, bei dergleichen Dingen muß große Vorsicht beobachtet werden, damit man später nicht in Prozesse verwickelt wird. Das Oeffnen der Chatoulle muß in Gegenwart von Zeugen geschehen, welche ein über dessen Inhalt aufgenommenes Protokoll unterfertigen werden. Da aber im Kriege die Grenze zwischen Leben und Tod eine sehr schmale ist, so wollen wir statt zwei Zeugen vier nehmen, ich glaube daher, wir setzen ein halbes Kriegsrecht *) zusammen, bestehend aus: „Ein Feldwebel, Ein Korporal, Ein Gefreiter und Ein Gemeiner." Damit wir aber ganz sicher gehen, werde ich auch den Herrn Kapitän bitten, das aufgenommene Protokoll mit noch einem Offizier zu unterzeichnen. Jetzt schnell an's Geschäft, Sie ersuchen die Chargen, Ihnen bei diesem wichtigen Familienakte gefällig zu sein, ich begebe mich zum Herrn Kapitän, um die Angelegenheit durch seine Fürsprache zu beschleunigen.

Die Bitten Boleslaw's und der Wunsch des Kompagnie-Kommandanten waren vom besten Erfolge begleitet, ehe eine halbe Stunde verging, saß man am Feuer beim Feldwebel beisammen, dieser führte den Vorsitz, der Kompagnieschreiber versah das Amt eines Aktuars, eine Trommel diente zum Schreibtisch und die Zeugen lagerten auf dem Boden rund herum.

Bevor wir anfangen, sagte die Flüglerin, erlaube ich mir die Frage, sind sämmtliche Herren Mitglieder, so wie beim Kriegsrechte mit Ihren Siegeln versehen?

---

*) Das halbe Kriegsrecht bestand nur aus der Hälfte der Beisitzer eines ganzen Kriegsrechtes und wurde zur Aburtheilung niederer Verbrechen zusammengesetzt.

Ja, ja! ertönte die Antwort.

Verstehen auch sämmtliche Herren ihren Namen zu unterschreiben?

Ja, ja!

Das freut mich! bei meiner Kompagnie wurde einmal der Feldwebel auf zwölf Stunden zum Profoßen gebracht, weil er einen Mann zum Kriegsrecht kommandirte, der nicht schreiben konnte. Uebrigens hatte der damalige Regiments-Profoß eine sehr hübsche Tochter und der Feldwebel hat es recht bedauert, daß sein Strafausmaß gerade in diesem Falle so geringe war.

Er hätte zum Rapport gehen und darüber Beschwerde führen sollen! meinte der Gefreite.

Zur Sache, zur Sache! rief der Feldwebel.

Alles räusperte sich, der Vorsitzende ersuchte, die bewußte Chatoulle ihm zu übergeben, was die Flüglerin auch that, nachdem sie allen Uneingeweihten den vorzunehmenden Akt und die Gründe davon erklärte.

Nun begann der Feldwebel dem Kompagnieschreiber, wie folgt, zu diktiren:

## Protokoll
## aufgenommen im Bivouak nächst Wischau in Mähren
am 28. November 1805.

Herr Feldwebel, mit Verlaub, daß ich Sie unterbreche.

Was wünschen Sie, Frau Flüglerin?

Ich bitte schreiben zu lassen: „Am 28. November, als am Tage des heiligen Sosthenes, im Jahre des Herrn 1805."

Wir im Militär halten uns blos an das Datum, meinte der Feldwebel.

Ich weiß das, erwiederte Frau Rosl, allein im Civile darf man die Heiligen nicht vernachlässigen, man kann nicht wissen, was einmal einem Advokaten durch den Kopf fährt, und er bemängelt unser Protokoll wegen eines Formfehlers.

Schreib Er also, wie die Frau es wünscht: „Aufgenommen u. s. w. im Jahre des Herrn 1805, ist Er damit zu Ende?

Ja, Herr Feldwebel.

Jetzt schreib Er weiter.

Und der Feldwebel diktirte: „Im Beisein des „Fräuleins **Euphrosine Wildau**, der Frau **Ro„salie Krähn**, des Gemeinen **Boleslaw**, ferner „des Feldwebels **Michael Wunder**, des Kor„porals **Josef Zweizack**, und des Gefreiten „**Anton Malinsky**, des Gemeinen **Nikolaus Mi„hal** als Zeugen, sämmtlich vom Infanterie„Regiment Salzburg, fünftes Bataillon, „zweite Kompagnie!“

Herr Feldwebel!

Was wünschen Sie wieder?

Sie diktirten nach Aufzählung unserer Namen: „Sämmtlich vom Infanterie-Regiment Salzburg u. s. w.“ Dem zufolge muß man glauben, daß auch ich und Mamsell Euphrosine zum Regiment Salzburg gehören, was aber nicht der Fall ist. Bitte daher, schreiben zu lassen: „Sämmtliche Herren.“

Schreib Er: „Sämmtliche Herren.“

Ist schon geschehen, Herr Feldwebel!

Nun weiter!

„Die von der verstorbenen Frau Barbara Wil-
„dau, Witwe des Fabian Wildau, ihrer Tochter
„Euphrosine Wildau als mütterliches Vermächt-
„niß hinterlassene Chatoulle, wurde dem Feldwebel Mi-
„chael Wunder übergeben, und die schwarzen Siegel
„der Chatoulle, mit der Inschrift: Barbara Wildau,
„von sämmtlichen Anwesenden unversehrt befunden; dar-
„auf ward unverzüglich zur Eröffnung der Chatoulle
„geschritten."

Der Feldwebel erbrach nun die Siegel.

Euphrosine, Boleslaw und die Flüglerin harrten mit athemloser Spannung.

Der Deckel wurde gelüftet und der Feldwebel nahm ein kleines Packet zusammengefalteter Papiere heraus.

„In der Chatoulle — diktirte er weiter — befan-
„den sich Papiere, respektive Dokumente, deren genaue
„Consignation der Reihe nach, wie folgt, protokollirt
„wurde."

„Nummer Eins. Ein Bogen Papier — ganz unbeschrieben."

„Nummer Zwei. Ein Bogen Papier — ebenfalls unbeschrieben."

„Nummer Drei. Ein Bogen Fließpapier."

Heiliger Gott, rief das Mädchen vom Thury betroffen, was soll das sein?

Boleslaw schüttelte verwundert den Kopf — die Zeugen sahen sich verblüfft an.

Die Flüglerin bat den Feldwebel, fortzufahren.

„Nummer Vier — diktirte dieser weiter — ein Bogen Papier unbeschrieben."

„Nummer Fünf: Blaues Packpapier, — zum Schreiben nicht geeignet."

„Nummer Sechs. Ein Bogen Fließpapier."

„Nummer Sieben, letzte Piece, ein Bogen Papier leer und unbeschrieben."

Boleslaw erschreckt, hielt die Hand der Geliebten in der seinigen — Euphrosine mit todtblassem Gesichte lächelte schmerzhaft — die Zeugen, eine Aufklärung erwartend, sahen die Flüglerin an.

Frau Rosl hatte ebenfalls ein wenig die Farbe gewechselt, behielt jedoch ihre ganze Fassung.

Nach einer kurzen Pause ergriff sie das Wort:

Meine Herren, sagte sie, ich erwarte, daß Sie das überraschende Ergebniß der Chatoullen-Eröffnung nicht für einen Scherz von unserer Erfindung ansehen, es wäre einfältig, strafbar. Wir haben um den Besitz dieser Chatoulle Lebensgefahren überstanden und gewagt, was man für das Kostbarste zu wagen im Stande ist. So wie Sie, sind auch wir über den unerwarten Inhalt der Chatoulle auf's Höchste überrascht. Da die Chatoulle das letzte Vermächtniß einer Mutter für ihre Tochter enthielt, und da in diesem Falle an einen Scherz zu denken, fast ein Verbrechen ist, so kann man mit Sicherheit annehmen, daß bei dem Tode der Frau Barbara Wildau der Inhalt der Chatoulle ein anderer war wie heute, trotzdem, daß wir die Siegel unversehrt gefunden. Die Chatoulle befand sich früher in der Bewahrung der Mamsell Euphrosine und ihres Bruders

und in den letzten Wochen in der Obhut einer sehr reichen, überaus redlichen Wiener Hausfrau. Von diesen drei Personen hat keine das Behältniß geöffnet, kannte und kennt keine den Inhalt desselben. Aus dem, was ich bisher gesagt, folgt, daß von fremder Hand eine Niederträchtigkeit begangen worden ist, und daß, statt vermuthlich wichtiger Dokumente, diese werthlosen Papiere in die Chatoulle gelegt wurden.

Wie so der Thäter Gelegenheit bekam, das Bubenstück zu begehen? fuhr die Frau Rosl eifrig fort, wann das Verbrechen verübt wurde? wie die gelösten Siegel bis zur Unkenntlichkeit wieder geschlossen worden sind? das sind die Räthsel, die mir und der Mamsell um so dunkler erscheinen, da wir die Vorsicht kennen, welche bisher in der Aufbewahrung und Hütung des mütterlichen Vermächtnisses angewendet wurde. Was die Dunkelheit wo möglich noch vermehrt, ist folgender Umstand. Wir wissen, daß ein fremder Mann, um in den Besitz der Chatoulle zu gelangen, selbst Verbrechen nicht gescheut hat; was jedoch in der vergangenen Woche zwischen jenem Manne und der Mamsell vorfiel, bezeugt deutlich, daß auch er von dem entwendeten Inhalte der Chatoulle keine Ahnung hat. Vor der Hand fehlt uns also jeder Fingerzeig, um diesen oder jenen als Thäter zu bezeichnen. In meiner Seele dämmert indessen ein Verdacht, der einen andern Feind der Mamsell trifft, nur fehlt es mir an Gründen, welche jenen Menschen zu dieser That bewogen haben konnten, abgesehen davon, daß ich gar nicht weiß, ob er von dem Vorhandensein dieses Vermächtnisses Kenntniß besessen habe oder

nicht. Dies, meine Herren, ist unsere Lage im gegenwärtigen Momente; die Zukunft wird sie vielleicht zu unseren Gunsten ändern, wenn nicht, nun, dann mag es bleiben, wie es ist.

Was gedenken Sie jetzt zu beginnen? fragte Boleslaw niedergeschlagen.

Die Flüglerin erwiederte:

Da die Chatoulle eröffnet ist, so muß, dem mütterlichen Willen zu Folge, um unserem Gewissen zu genügen, in drei Tagen die Verlobung stattfinden.

Sämmtliche Zeugen pflichteten dieser Ansicht bei.

Nach der Verlobung, sprach die Soldatenwitwe weiter, kehren ich und Euphrosine nach Wien zurück, besprechen uns mit der erwähnten braven Hausfrau und fassen dann gemeinschaftlich einen Entschluß. Damit jedoch meine und Euphrosinens Angabe über den Befund leerer Papiere in der Chatoulle von einem rechtskräftigen Dokumente unterstützt werde, so bitte ich, das begonnene Protokoll so zu beenden und zu unterfertigen, als wenn wir die wichtigsten Akten darin gefunden hätten.

Auch dieser Ansicht stimmten die Andern bei und Feldwebel Wunder diktirte weiter:

„Daß vorgezeichnete inhaltslosen Papiere und nichts Anderes in der Chatoulle gefunden wurde, bekräftigen wir mit unserer vollen Unterschrift unter Beifügung unserer Siegel.“

„Konrad Walzl,
Kompagnieschreiber bei der 2. Kompagnie,
5. Bataillon, Salzburg-Infanterie,
als Aktuar.“